Inhalt

Politische Traumatisierung und lebensweltliche Normalität

Jörg Frommer & Adrian Gallistl

Politische Traumatisierung und lebensweltliche Normalität 3

Ayline Heller

Transgenerationale Erinnerungsprozesse in ihrem gesellschaftlichen Kontext.
Über Nachkommen politischer NS-Verfolgter in Ost- und Westdeutschland 9

Hannah Daria Nussmann & Susanne Guski-Leinwand

Zersetzung als moderne Repressionsmaßnahme. Anwendung und Wirkungsweisen
personenzentrierter und verdeckter Formen der Unterdrückung 26

Uwe Krähnke, Matthias Finster & Philipp Reimann

Staatlich organisierte Repression und Unterdrückung von ‚feindlich-negativen
Personen‘. Eine qualitative Studie zur Banalität der Stasi 42

Felicitas Söhner

Zwischen Fürsorge und Disziplinierung. Handlungsorientierungen in Kinderheimen
in der DDR aus professionstheoretischer Perspektive 58

Debatte

Jürgen Raab & Günter Mey

Performative Sozialwissenschaft. Hinleitung zur Debatte 70

Günter Mey

Wissenschaft und Kunst im Dialog? Zum Verhältnis von performativer
Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung 73

Rainer Winter

Erlebnis, Ethnographie und die Ästhetik des Dissenses. Grundlagen performativer
Sozialforschung 90

Katharina Miko-Schefzig

Performative Sozialforschung als Sinnes-Arrangement 106

Rainer Diaz-Bone & Guy Schwegler

Performativität und epistemologischer Bruch. Zum ambivalenten Verhältnis
von Sozialforschung und performativen Sozialwissenschaften 124

Freier Teil

Viviane Schönbachler

Instant Messaging meets Diary Studies: Employing WhatsApp in Audio Diary
Research with Female Journalists in Burkina Faso 139

Maximilian Schäfer, Marlene Kowalski & Alexandra Retkowski

„Von unserer Sexualität geben wir nichts preis“. Kollektive Erfahrungen
und Umgangsweisen mit Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit 156

Jan-Hendrik Hinzke & Angelika Paseka

Dokumentarische Methode – Professionalisierung – Forschendes Lernen.
Das Gruppendiskussionsverfahren zur Erfassung von Orientierungen
von Lehramtsstudierenden in der Diskussion 172

Rezensionen

Florian Schoppe

Aufarbeitung der SED-Diktatur: Welche Rolle spielt qualitative Forschung? 189

Bettina Grimmer

Maria Kondratjuk/Olaf Dörner/Sandra Tiefel/Heike Ohlbrecht (Hrsg.):
Qualitative Forschung auf dem Prüfstand. Beiträge zur Professionalisierung
qualitativ-empirischer Forschung in den Sozial- und Bildungswissenschaften 194

Autor*innen und Herausgeber*innen 199

Vorschau auf die folgenden Schwerpunkte 203

Transgenerationale Erinnerungsprozesse in ihrem gesellschaftlichen Kontext. Über Nachkommen politischer NS-Verfolgter in Ost- und Westdeutschland

Ayline Heller

Zusammenfassung: Dass traumatische Erlebnisse in der Elterngeneration Auswirkungen auf deren Nachkommen haben können, ist in der Forschung als weitestgehend belegt anzusehen. Unklar ist jedoch nach wie vor, *was* genau weitergegeben wird und *wie* die transgenerationale Transmission stattfindet. So werden neben unbewussten Identifikationsprozessen, frühkindlichen Sozialisationserfahrungen und gestörter Familienkommunikation sogar biologische, (epi-)genetische Faktoren als Auslöser transgenerationaler Prozesse angeführt. Dass auch der gesellschaftliche Kontext und die (Nicht-)Anerkennung sowie die öffentliche Thematisierbarkeit des Erlebten einen maßgeblichen Einfluss auf die genannten individuellen und familiären Indikatoren und damit auf die Ausgestaltung transgenerationaler Transmissionsmechanismen nehmen, wurde in der psychologischen Forschung bisher kaum systematisch berücksichtigt. Eine Verknüpfung klassischer (psychologischer) Theorien mit (soziologischen) Theorien zu sozialen Gedächtnissen kann dabei helfen, transgenerationale Erinnerungsprozesse in ihrem sozialen Kontext zu verorten. Dieser Artikel zeigt einerseits auf, welche theoretischen Leerstellen durch eine solche Verknüpfung geschlossen werden können. Außerdem wird anhand von Interviews mit Nachkommen von Personen, die während der NS-Zeit aus politischen Gründen verfolgt wurden, empirisch nachgezeichnet, auf welche Art individuelle, familiäre und kollektive Erinnerungsprozesse in Ost- und Westdeutschland miteinander verwoben sein können.

Schlagwörter: Transgenerationalität, Intergenerationalität, Ost-West-Unterschiede, Trauma

Transgenerational recollections in their social context – Descendants of politically persecuted Holocaust survivors in East and West Germany

Abstract: It is a rather well accepted fact, that traumatic parental experiences may influence their offspring. However, until now, it has been unclear, *what* exactly is being transmitted and *how* transmission is taking place. Unconscious identification and early childhood experiences as well as a disturbed family communication style and even biological, (epi-)genetic factors are being discussed as triggers for transgenerational processes. The effect of the social context and (non-)recognition as well as the ability to publicly verbalize experiences have rarely been systematically investigated in psychological research. Connecting traditional (psychological) theories with (sociological) theories of social memories may help contextualize transgenerational recollections. This article draws attention to the academic voids that may be addressed through combining psychological and sociological research. Moreover, using interviews with offspring of politically persecuted survivors of national socialism, the

entanglement of individual, familial and collective memory processes in East and West Germany is retraced.

Keywords: transgenerationality, intergenerational transmission, East-West-differences, trauma

1 Einleitung¹

Traumata, wie sie durch Krieg, Folter, Flucht, Verfolgung oder sexualisierte Gewalt entstehen können, stellen einen tiefgreifenden Einschnitt in die Psyche der Betroffenen dar. Die Entmenschlichungserfahrungen, die von Millionen von Opfern nationalsozialistischer Verfolgungs- und Vernichtungsmaßnahmen erlitten wurden, müssen als eine extreme Form von Traumatisierung verstanden werden, die langfristige Auswirkungen auf psychische Funktionen wie Emotionsregulation und Beziehungsfähigkeit hatten und haben (Niederland 1988; Barocas/Barocas 1980). Seit einigen Jahren mehrtsich die Evidenz, dass traumatische Erfahrungen aber nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern auch für deren Umfeld, insbesondere die Nachkommen psychische Auswirkungen haben kann. Kinder, Enkel und sogar Ur-enkel berichten von Problemen der Emotionsregulation, Ängstlichkeit und Beziehungsschwierigkeiten, die mit den Verfolgungserfahrungen in Verbindung gebracht werden (Gangi/Talamo/Ferracuti 2009; Grünberg 2000; Kaminer-Zamberk 2013; Wiseman et al. 2002).

Obwohl die Forschung zu transgenerationaler² Traumatransmission nunmehr weit fortgeschritten ist, herrscht nach wie vor Uneinigkeit darüber, was genau weitergegeben wird und wie diese Weitergabe vonstattengeht. Kellermann (2001) unterscheidet psychodynamische, sozialisationstheoretische, familiensystemtheoretische und biologische Ansätze, die je unterschiedliche Antworten liefern, aber bislang noch nicht zu einem kohärenten Bild zusammengeführt wurden. Hinzu kommt eine mitunter heterogene Befundlage: Während einige quantitative Studien und Meta-Analysen keine Unterschiede zwischen den Nachkommen und der restlichen Bevölkerung in Bezug auf eine klinisch relevante Symptomatik finden (z.B. IJzendoorn/Bakermans-Kranenburg/Sagi-Schwartz 2003), weisen andere Studien sogar auf eine Generalisierbarkeit einiger Befunde hin auf Personen, deren Eltern aus anderen Gründen psychisch belastet sind (vgl. Danieli 1998). So findet sich mittlerweile unter anderem Literatur zu den Nachkommen von Vergewaltigungsopfern des Genozids in Rwanda (Denov et al. 2017), von internierten Japaner:innen während des zweiten Weltkriegs (Nagata 1990) oder von politischen Inhaftierten in der DDR (Klinitzke et al. 2012).

Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass trotz einflussreicher Studien, die die Relevanz des sozialen und gesellschaftlichen Kontexts auf die Herausbildung posttraumatischer Symptome bei Überlebenden unterstreichen (z.B. Keilson 2005), dieser Gesichtspunkt in der Forschung zu transgenerationaler Traumatransmission bisher kaum systematisch Berücksichti-

-
- 1 An dieser Stelle einen herzlichen Dank an Gero Menzel für die Unterstützung im Auswertungsprozess und alle kritischen Kommentare und Anmerkungen. Außerdem an Thorsten Fehlberg für inhaltliche Anregungen sowie die beiden Heftherausgeber und die anonymen Gutachter:innen.
 - 2 Der Generationenbegriff wird im Rahmen der transgenerationalen Traumatransmission in der Regel innerfamiliär gefasst. Dabei bildet die Verfolgungserfahrung den Ausgangspunkt der Generationenreihe. Die Überlebenden selbst stellen dementsprechend, unabhängig von ihrem Geburtsjahrgang, die *erste Generation* dar. Deren Kinder, die nach 1945 geboren sind und den Krieg somit nur vermittelt über die Erfahrungen der Eltern erlebten, bilden die *zweite Generation*. Letztere stellen auch den Fokus dieser Arbeit dar.

Zersetzung als moderne Repressionsmaßnahme. Anwendung und Wirkungsweisen personenzentrierter und verdeckter Formen der Unterdrückung

Hannah Daria Nussmann & Susanne Guski-Leinwand

Zusammenfassung: Die Einführung der Menschenrechte und völkerrechtlich bindender Verträge führten für viele politische Machthaber zum vermehrten Einsatz verdeckter, weniger nachweisbarer Formen der Repression. Die in der DDR vom Ministerium für Staatssicherheit durchgeführten Zersetzungsmaßnahmen sind ein Beispiel für diese Entwicklung. Diese Art der Repression nutzte verschiedene Formen überwiegend psychischer Gewalt, um einzelne als potenziell oppositionell wahrgenommene Personen oder Gruppen verdeckt anzugreifen. Dazu wurden verschiedene Interventionen auf sozialer und ökonomischer Ebene genutzt, um die Betroffenen psychisch zu destabilisieren. Diese Entwicklung findet sich auch in anderen Kontexten und hat sich in vergleichbarer Weise bis heute fortgesetzt: Neuere Repressionskonzepte nutzen technische Entwicklungen und Taktiken psychischer Destabilisierung, um intensiven Stress auszulösen und zeigen damit Ähnlichkeiten zu Zersetzungsmaßnahmen. Im Artikel wird aufgezeigt, wie sich Zersetzungsmaßnahmen in der DDR als eine spezifische Form personalisierter und konzentrierter Repression einordnen lassen. Es werden vergleichbare Erscheinungsformen der Repression für den Zeitraum der 1960er bis 2010er Jahre vorgestellt und es wird aufgezeigt, wie sich diese Form von Repression auf die Betroffenen auswirken.

Schlagwörter: Zersetzung, Repression, psychische Gewalt, psychische Folter, Cyberfolter

“Zersetzung” as a Form of Modern Repression. Application and Mechanisms of Person-centered and Covert Forms of Repression

Abstract: The introduction of human rights and legally binding international laws lead to an increase in subversive, less detectable forms of repression for political rulers. The Zersetzungsmaßnahmen (disintegration operations) implemented by the Ministerium für Staatssicherheit (Ministry for State Security) of the GDR are an example for this development. This form of repression used different kinds of predominately psychological violence to attack people or groups who have been deemed as potentially oppositional. Social and economic interventions were used to psychologically destabilize the victims. This development can be found in other contexts and seems to have persisted in similar forms until today: newer concepts use technological advances and psychological destabilizing methods to elicit intense stress and show similarities to Zersetzungsmaßnahmen. This article points out, how Zersetzungsmaßnahmen can be categorized as a form of personalized and concentrated repression. Similar forms of repression between 1960 to 2010 are introduced and it is discussed how these forms of repression affect their victims.

Keywords: Zersetzung, Repression, psychological violence, psychological torture, cyber torture

Einleitung

Bereits vor zwei Jahrzehnten diskutierte Pross (2002) unter dem Titel „Zersetzung“ Psychologische Techniken der Staatssicherheit und ihre Folgen. Ein Blick in das zukünftige Instrumentarium von Diktaturen?“ inwieweit Methoden in- und außerhalb von Gefangenschaft, die primär die Psyche von Menschen angreifen, vom MfS als Repressionsmethoden genutzt wurden. Er äußerte die Befürchtung, dass diese gezielten, starken und verdeckten Angriffe auf die psychische Stabilität aufgrund ihrer schlechten Sichtbarkeit und Nachweisbarkeit vermehrt Anwendung finden könnten.

Dazu gehört auch ein Fall von Zersetzung, der komplett außerhalb von Inhaftierung stattfand. Der von Pross vorgestellte Fall erzählt von einem Herrn P., dessen Familie und Arbeitsleben so lange manipuliert und unterwandert wurden, bis es zerstört war. Den Hintergrund bildeten Herr P.s Kritik an dem Verlag, in dem er arbeitete, der Austritt aus dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB), die Nicht-Teilnahme an der Wahl und die Stellung eines Ausreiseantrags. Über 10 Jahre lange wurde er am Arbeitsplatz herabgesetzt und diffamiert. Herrn P.s Gehälter wurden gekürzt und schließlich bekam er Arbeits- und Beschäftigungsverbot, sodass er in existenzielle Versorgungsnöte für sich und seine Familie kam. Neben alltäglichen Schikanen wurde auch der Sohn der Familie „bearbeitet“ – so nannte es das MfS –, was zu starken Zerwürfnissen innerhalb der Familie führte und schließlich im Selbstmord des Sohnes mündete. Herr P. wusste zu dem Zeitpunkt nicht von den zahlreichen und gezielten Angriffen und erfuhr viele Einzelheiten erst aus seinen Stasi-Unterlagen (Pross 2002, S. 281–282).

Anknüpfend an die Darstellungen von Pross drängen sich auch heute noch Frage nach Ähnlichkeiten der Repressionsstrategien der Staatssicherheit in der DDR und gegenwärtig tätigen Geheimdiensten auf: Was bewirken Maßnahmen wie Zersetzung und moderner Repression bei den Betroffenen? Gibt es zersetzungsähnliche und gegebenenfalls weiterentwickelte Strategien der Repression?

1 Was ist Zersetzung?

Als „Zersetzungsmaßnahmen“ (Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik [BStU] 1976, MfS, AGM, Nr. 198, Bl. 355)¹ bezeichnete das MfS Eingriffe in das Leben von Personen und Gruppen, durch welche diese „zersplittert, gelähmt, desorganisiert und isoliert“ werden (BStU 1976, MfS, AGM, Nr. 198, Bl. 354). Die Maßnahmen wurden verdeckt durchgeführt und richteten sich in erster Linie gegen die psychosoziale Stabilität der als „feindlich-negativ(en)“ (ebd.) wahrgenommenen Personen und Gruppen. Über diese Destabilisierung sollte erreicht werden, dass das als staatsfeindlich bewertete Verhalten der Betroffenen „vorübergehend verhindert, we-

1 Aufgrund der behördlichen Eingliederung des BStUs in das Bundesarchiv kann es zu Änderungen der Archivsignatur kommen.

Staatlich organisierte Repression und Unterdrückung von ‚feindlich-negativen Personen‘. Eine qualitative Studie zur Banalität der Stasi

Uwe Krähnke, Matthias Finster & Philipp Reimann

Zusammenfassung: In dem Aufsatz wird der Frage nachgegangen, inwiefern die ca. 78.000 hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen verstrickt waren in die Repressionsmechanismen ihres Ministeriums. Die Datenbasis bildeten über 70 mittels rekonstruktiver Verfahren ausgewertete qualitative Interviews mit ehemaligen MfS-Angehörigen. In Anlehnung an die berühmte These von Hannah Arendt wird argumentiert, dass es eine ‚Banalität der Stasi‘ gab. Demnach beruhte die hauptamtliche Stasi-Mitarbeit darauf, dass sich die Angehörigen des MfS freiwillig-willentlich und politisch-ideologisiert einer Institution unterwarfen, in der es zur Normalitätserwartung gehörte, dass der Staat in die Privatsphäre von Personen massiv eingreifen und gegen alternative Lebensentwürfe (jenseits der offiziös proklamierten ‚sozialistischen Persönlichkeit‘) vorgehen durfte. Eine weitere Strukturbedingung jener ‚Banalität der Stasi‘ war der hochgradig bürokratisch und konspirativ-geheimdienstlich organisierte militärische Dienstalltag im MfS. Die Angehörigen waren jeweils zuständig für nur einen relativ kleinen, abgetrennten Arbeitsbereich innerhalb dieser Riesen-Institution. Ihre indoktrinierte Grundhaltung war, die übertragenen Arbeitsaufgaben mit sozialer Distanz zu und ohne Empathie gegenüber den drangsalierten Personen zu verrichten. Durch diese systematisch erzeugte fragmentierte Verantwortlichkeit konnten kognitive Dissonanzen und moralische Gewissensprobleme bei den Hauptamtlichen minimiert werden. Das ‚Täter‘-Handeln wurde im MfS institutionalisiert, veralltäglicht und normalisiert.

Schlagwörter: Banalität der Stasi, Greedy Institution, Konformität, Ministerium für Staatssicherheit, rekonstruktive Sozialforschung, Stasi

State Organized Repression and Suppression of ‘Hostile Negative Persons’. A Qualitative Study on the Banality of the Stasi

Abstract: This paper examines the extent to which the approximately 78,000 full-time employees of the Ministry for State Security (MfS or 'Stasi') were involved in the ministry's repressive mechanisms. The paper's data basis encompasses more than 70 qualitative interviews with former MfS members, evaluated by means of reconstructive methods. Following Hannah Arendt's famous thesis, it is argued that a 'banality of the Stasi' is evident. According to this thesis, the complicity of full-time Stasi employees was based on the fact that they voluntarily and willingly submitted themselves to a political-ideological institution in which the normal expectation was that the state may legitimately intervene massively in the private sphere of all individuals and take action against those embarking on non-confirming biographical paths (thus bucking the officially sanctioned 'socialist personality'). Another structural condition of that 'banality of the Stasi' was the highly bureaucratic and conspiratorial-secretive organization of everyday military service in the MfS. Each member was responsible for only a relatively small, separate area of work within this giant institution. Their indoctrinated

nated, fundamental attitude was to perform their assigned work tasks with social distance to and without empathy for the persons they were spying on and harassing. This systematically-generated fragmentation of accountability minimized cognitive dissonance and problems of conscience among the officers principally responsible for the daily work of repression. The ‘perpetrators’ actions were institutionalized, routinized and normalized in the MfS.

Keywords: banality of the Stasi, greedy institution, conformity, Ministry for State Security, reconstructive social research, Stasi

1 Einleitung

An der faktischen Durchsetzung der in der DDR-Verfassung fest verankerten SED-Herrschaft war das Ministerium für Staatssicherheit (MfS), als ‚Schild und Schwert der Partei‘ maßgeblich beteiligt. Zum Aufgabenbereich dieses 1950 gegründeten Staatsorgans gehörten nicht nur nachrichtendienstliche Tätigkeiten wie Auslandsspionage und Spionageabwehr sowie die Terrorismusbekämpfung. Das MfS war zudem maßgeblich in die Überwachung und Unterdrückung von Oppositionellen und politisch Andersdenkenden in der DDR involviert. Selbst die Kontrolle und Einflussnahme auf den Kulturbereich, die öffentlichen Medien und Kirchen sowie die Bearbeitung von Ausreiseanträgen in den Westen erfolgten durch das MfS. Die Aufgaben, Rechte, Pflichten und Befugnisse des MfS waren gesetzlich nicht vollständig geregelt. Zudem gab es keine parlamentarische Kontrolle durch die Volkskammer der DDR.

Mit der Berliner Zentrale, den 15 Bezirksverwaltungen und ca. 200 regional verteilten Kreisdienst- bzw. Objektdienststellen war das MfS flächendeckend in der DDR präsent. Der Personalbestand wurde in den vier Jahrzehnten seines Bestehens ständig aufgestockt. Ende 1989 gab es ca. 78.000 hauptamtliche MitarbeiterInnen sowie ca. 13.000 UnteroffizierInnen auf Zeit in den Wacheinheiten, ca. 189.000 inoffizielle MitarbeiterInnen (IM) und knapp zweihundert zivile Angestellte.¹

Die herausgehobene Stellung des MfS im Herrschaftsgefüge der DDR, seine – wenn gleich verdeckte – Omnipräsenz im ganzen Land und seine justiziable Intransparenz könnten zu der Annahme verleiten, seine Angehörigen hätten ihre repressiven Handlungen willkürlich, unkontrolliert, bzw. in blinder Gefolgschaft gegenüber der SED ausgeführt oder sie seien sogar pathologisch-übergreifig gewesen. In dem vorliegenden Aufsatz wird eine gegenteilige Einschätzung getroffen.² Die These Hannah Arendts von der ‚Banalität des Bösen‘ adaptierend, soll gezeigt werden, dass es ‚ganz normale‘ Menschen waren, die ‚im Dienst der Staatssicherheit‘ andere Menschen überwachten, mit Methoden der ‚operativen Psychologie‘ unter Druck setzten, deren Freiheitsrechte sowie Privatsphäre massiv missachteten und rigoros gegen alternative Lebensentwürfe (jenseits der offiziös proklamierten ‚sozialistischen Persönlichkeit‘) vorgingen.

Wenn in diesem Aufsatz die Rede ist von der ‚Banalität der Stasi‘, dann ist damit nicht intendiert, die Machenschaften des DDR-Staatssicherheitsorgans herunterzuspielen oder sogar seine Angehörigen für ihr Handeln von damals zu entschuld(ig)en. Stattdessen soll anhand dieses 40 Jahre lang real existierenden staatssozialistischen Herrschaftsorgans aufgedeckt werden, welche organisationalen und psychosozialen Konstellationen es generell er-

1 Die hier genannten Zahlen sind nicht eindeutig belegbar (vgl. Gieseke 1995, S. 44; Kowalczuk 2013, S. 234; Krähnke et al. 2017, S. 18ff.).

2 In die Darstellung fließen Erkenntnisse aus früheren Veröffentlichungen der Autoren ein – insbesondere Krähnke/Finster 2006; Finster/Krähnke 2010; Krähnke et al. 2017; Leonhard/Krähnke 2019.

Zwischen Fürsorge und Disziplinierung. Handlungsorientierungen in Kinderheimen in der DDR aus professionstheoretischer Perspektive

Felicitas Söhner

Zusammenfassung: Der Beitrag steht im Zusammenhang der Erforschung von Bedingungen und Folgen der Unterbringung in Kinderheimen und Jugendwerkhöfen der DDR; sein Thema sind Handlungsorientierungen in der professionellen Praxis aus Perspektive ehemaliger Mitarbeitender. Über den Zugang der Oral History werden Wahrnehmungsmuster professioneller Handlungsorientierungen und daraus resultierende Spannungsfelder untersucht. Quellenbasis sind leitfadengestützte Interviews mit Mediziner*innen, Psycholog*innen und Pädagog*innen aus dem Untersuchungsfeld. Es wird deutlich, dass manche Interviewsequenzen fürsorgliche, andere wiederum repressive Aspekte enthalten. Im untersuchten Feld standen therapeutische und ordnungsorientierte Handlungsorientierungen in einem Spannungsverhältnis. In den betrachteten Einrichtungen waren – so die abschließende These – sowohl Grenzen der Handlungsorientierung als auch professionelle Grenzen verwischt.

Schlagwörter: Mündliche Geschichtsschreibung, leitfadengestützte Interviews, Handlungsorientierung, Interdisziplinarität

Between Care and Discipline. Orientations for action in children's homes in the GDR from a professional-theoretical perspective

Abstract: This article is related to research on the conditions and consequences of placement in children's homes and youth work centres in the GDR; its topic is action orientations in professional practice from the perspective of former staff members. Using the approach of oral history, patterns of perception of professional action orientations and the resulting areas of tension are examined. The sources are guideline-based interviews with doctors, psychologists and educators from the field of study. It becomes clear that some interview sequences contain caring, others repressive aspects. In the field studied, communicative and instrumental orientations of action were in tension with each other. According to the concluding thesis, the boundaries of both action orientation and professional boundaries were blurred in the institutions examined.

Keywords: Oral History, guideline-based interviews, action-orientation, interdisciplinarity

1 Hintergrund

Schätzungen zufolge waren etwa 500.000 Heranwachsende in Kinderheimen in der DDR untergebracht. Die Einrichtungen des Jugendhilfesystems wurden unterteilt in sogenannte Normalheime und Spezialheime, zu denen auch die Jugendwerkhöfe gehörten. Während in Normalheimen Heranwachsende untergebracht wurden, bei denen man keine „Erziehungsschwierigkeiten“ erwartete, wurden in Spezialheimen Heranwachsende untergebracht, „deren Umerziehung in ihrer bisherigen Erziehungsumgebung trotz optimal organisierter erzieherischer Einwirkung der Gesellschaft nicht erfolgreich verlief“ (Ministerrat der DDR 1965, S. 368).

Zu den formulierten Aufgaben der Normalkinderheime gehörte die Unterbringung von Heranwachsenden, deren Erziehungsberechtigte aus unterschiedlichen Gründen einer sozialistischen Erziehung nicht nachkommen konnten. In den Spezialheimen sollten diejenigen Kinder und Jugendlichen untergebracht werden, die als verhaltensauffällig galten.

Im Zuge der Umgestaltung der Heimstruktur in der DDR wurde im Raum Berlin 1964 das Kombinat der Sonderheime für Psychodiagnostik und pädagogisch psychologische Therapie zur Betreuung stark verhaltensgestörter Kinder und Jugendlicher eingerichtet. Dort wurden jene Heranwachsenden aufgenommen, die in anderen Kinderheimen als „Störfaktoren“ aufgefallen waren (Laudien/Dreier-Horning 2016). Darüber hinaus standen auch Kinder und Jugendliche im Fokus, die bereits mehrfach stationär und ambulant in psychiatrischen Einrichtungen begutachtet und behandelt worden waren. Ein wesentliches Aufgabenfeld der Einrichtungen des Kombinats der Sonderheime war die Diagnose, Beurteilung und Therapie von verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen. Dies erforderte eine Definition der Verhaltensstörung und deren Abgrenzung zum Schweregrad. Hauptaufnahmegrund war eine sogenannte „Verhaltensstörung“, die vor einer Aufnahme einer psychodiagnostischen Abklärung unterzogen werden sollte (Söhner et al. 2021).

Im Mittelpunkt der Heimerziehung in der DDR stand die Erziehung zur „sozialistischen Persönlichkeit“ (Laudien 2013). Riedel-Krekeler (2014) beschreibt die „Umerziehung“ von Kindern und Jugendlichen als zentrales Element der Heimerziehung, die darauf abzielte, die Persönlichkeitsstruktur des Heranwachsenden zu beeinflussen oder aufzubrechen, um ein Leben in und eine positive Bejahung von gesellschaftlichen Normen zu erreichen. Die zentralen Erziehungsmethoden zur Erreichung der Umerziehung waren die Kollektiverziehung und die Arbeitserziehung. Formuliertes Ziel der Heimerziehung in der DDR war die „Heranbildung von vollwertigen Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft und bewussten Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik“.¹ Für einen über die Themenverortung hinausgehenden, umfassenden Überblick über die Forschungsliteratur siehe Söhner et al. (2021).

Vorliegender Beitrag nähert sich der Thematik basierend auf dem BMBF-geförderten interdisziplinären Projekt „Testimony“. Dieses widmet sich der Erforschung von Bedingungen und Folgen der Unterbringung in Kinderheimen und Jugendwerkhöfen der DDR. Das medizinhistorische Teilprojekt nähert sich der Fragestellung über zwei methodische Zugänge – zum einen anhand einer historischen Analyse schriftlicher Quellen, zum anderen aus dem Blickwinkel der Oral History. Da zur professionellen Perspektive zu Handlungslogiken und Erfahrungen in DDR-Kinderheimen schriftliche Quellen bislang wenig Informationen bieten, wird diese Lücke über den alternativen Zugang über leitfadengestützte Interviews geschlossen. Über einen qualitativ-soziologisch orientierten Zugang im Bereich historischer Aufarbeitung von DDR-Unrecht wird die Wahrnehmung involvierter Akteur*innen in Kin-

1 Anordnung über die Spezialheime der Jugendhilfe vom 22.4.1965 und Berichtigung vom 4.9.1965 (Ministerrat der DDR 1965, S. 368).

Performative Sozialwissenschaft. Hinleitung zur Debatte

Jürgen Raab & Günter Mey

Mit der in diesem Heft startenden Debatte zur performativen Sozialwissenschaft widmet sich die *Zeitschrift für Qualitative Forschung* einem höchst aktuellen Thema mit gleichwohl vielfältigen, wissenschaftsgeschichtlich durchaus weit zurückliegenden Strängen und Wurzeln. Zu denken ist an die Sprechakttheorie von John Austin (1972/1955), nach der das Sprechen – ganz im Sinne von „How to Things with Words“ – immer auch ein Wirken ist. Eine Idee, die Norman Denzin auf Interviews ausweitete, die er als „performance texts“ verstand (2001, S. 24), bei denen es ihm um die diskursive Macht der Sprache ging und damit um die vor allem von Judith Butler (1997) markierten „politics of the performative“. Neben solchen Arbeiten ist aber auch an Victor Turners Experimente zur „performance of ethnography“ zu denken. Denn Anfang der 1980er Jahre setzte Turner seine durch damals angesagte Performance-Theorien genährte Idee erstmals um, für ein umfassenderes Verständnis fremder Kulturen und ihrer Konflikte die in ethnografischen Feldforschungen im südlichen Afrika bei den Ndembu beobachteten und dokumentierten sozialen Dramen in einem New Yorker Sommer-Workshop wie ein Bühnenstück zu inszenieren. Ethnologie und Theater, Wissenschaft und Kunst, Objektivität und Ästhetik sollten sich fortan nicht mehr als berührungslose Welten oder gar Antipoden gegenüberstehen, sondern sich zu einem Zwischenreich verbinden, in dem das Verwischen, Verschieben und Überschreiten von vermeintlichen Grenzen zu ungekannnten, fruchtbaren Annäherungen und Erfahrungen verhilft (Turner/Turner 1982).

Allerdings reicht das Erproben von Darstellungsformen bis in die Anfänge der Soziologie zurück, in denen Georg Simmel nicht nur den Essay wissenschaftlich hoffähig macht, sondern auch der Kunstsoziologie und der Visuellen Soziologie heute als klassisch geltende Impulse gibt. Durch Simmel angeregt wird Lewis W. Hine in den USA der 1920er und 30er Jahre mit fotografischen Bildordnungen und Bildanordnungen experimentieren, während James Agee und Walker Evans wenige Jahre später mit ihren Text-Bild-Arrangements die Maßstäbe nicht nur für Sozialreportagen, sondern auch für sozialwissenschaftliche Deutungsansätze und Ergebnisdarstellungen neu setzen (Hoggenmüller/Raab 2022). Auch in anderen Disziplinen, beispielsweise der Psychologie, finden sich solch lange zurückliegenden Arbeiten, so etwa „Das rote Buch“ von Carl Gustav Jung (erstmalig 2009 im Rubin Museum of Art in New York öffentlich zugänglich gemacht), in dem er von 1914 bis 1930 seine Erkundungen des Unbewussten, versehen mit Illustrationen, zusammenstellte.

Seit diesen Tagen hat sich die performative Sozialwissenschaft vor allem im englischen Sprachraum bemerkenswert entwickelt und erstreckt sich heute auf das Einholen vielfältiger künstlerischer Darstellungsformen wie Dichtung, Musik und Tanz, Malerei, Fotografie, Film und Video in verschiedenste sozialwissenschaftliche Forschungsunternehmen. So unterschiedlich sich die frühen Zugänge und aktuellen Ausprägungen der performativen Sozialwissenschaft dabei im Einzelnen auch ausnehmen, sie eint die Ausschau nach Wegen, die alternative Perspektiven auf sozialwissenschaftliche Forschungsfragen und Problemstellungen aufzeigen, die Unschärfen und Reibungen produktiv machen, die eigene Arbeit und Rolle reflektieren lassen, und die kreativen Potenziale der Wissensvermittlung und Wissenschaftskommunikation eröffnen. Dafür gibt es eine Fülle an Beispielen sehr einschlägiger Arbeiten, in denen Wissenschaft auf Kunst trifft (vgl. Jones 2022; Knowles/Cole 2008; Leavy 2020;

Mey 2020). Erwähnenswert sind aber auch an andere, wie Luc Boltanski (2011), der seine religionssoziologische Studie über Warten und Erlösung in die Form einer Kantate kleidet, die er um Fotografien seines Bruders Christian Boltanski anreichert, um Soziologie über den Zugriff auf künstlerische Reflexions- und Ausdrucksweisen anders zu schreiben und zugänglich zu machen. Eine in dieser Hinsicht besondere Stellung nehmen Autoethnografien ein, wie sie in den 1990er Jahren von Carolyn Ellis und Art Bochner (z.B. Ellis/Adams/Bochner 2011) als Kombinationen von Autobiografien und Ethnografien entwickelt wurden. Theoretisch etwas anders gelagert – und dabei auch ökonomisch äußerst erfolgreich – ist schließlich das Textgenre der sogenannten Autosozio biografien, die mit ihren Verknüpfungen von biografischen Selbstobjektivierungen und ethnografischen Alltagsbeobachtungen auf Pierre Bourdieu (2002) zurückgehen und jüngst sehr prominent von Didier Eribon, Edouard Louis, Nastassja Martin, Steffen Mau oder Lea Ypi und nicht zuletzt von Annie Ernaux vorgelegt wurden.

Aber so offen, innovativ und engagiert sich die performative Sozialwissenschaft auch begreift und präsentiert, von Beginn an und fortan immer wieder gibt sie Anlass zu Abstandnahmen und durchaus scharfen Zurückweisungen. Nehmen ihre Vertreterinnen und Vertreter doch für sich in Anspruch, die qualitative Forschung in ihren theoretischen, methodologischen und methodischen Voraussetzungen, Anforderungen und Ansprüchen und damit insgesamt in ihrer akademischen Identität radikal und subversiv herauszufordern (Gergen/Gergen 2010). Vor allem, wenn sie beim Spielen und Brechen mit etablierten Verfahren die gezielte Irritation und Provokation zu probaten Mitteln erheben, wenn sie Max Webers Postulat einer werturteilsfreien Sozialforschung zur weltfremden, intellektuellen Verirrung erklären, oder wenn sie in strikt sozialreformerischer Haltung fordern, die qualitative Sozialforschung müsse sich politisch engagieren, in gesellschaftliche Prozesse intervenieren und zu sozialer Gerechtigkeit beitragen.

Die spannungsgeladene und konflikträchtige Verwandtschaftsbeziehung auf den *status quo* ihrer wechselseitigen Unverträglichkeiten und Unvereinbarkeiten, aber auch und vor allem ihrer beiderseitigen Reize und Resonanzen zu sondieren, gibt *Günter Mey* – der „neben“ seinen vielfältigen Arbeiten zur qualitativen Sozialforschung selbst Filmautor und Ausstellungskurator ist – den Anlass zum Anstoß einer Debatte über Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung: Wie verändern sich Wissenschaftsmodelle, Methodenentwicklung und Theoriebildung, wenn Wissenschaft und Kunst miteinander in einen Dialog gebracht werden? Hat die qualitative Forschung von der partizipatorischen und emanzipatorischen Ausrichtung der performativen Sozialwissenschaft profitiert, und wie weit muss sie sich angesichts der aktuellen Auseinandersetzungen um ‚Third Mission‘ und um sogenannte Anwendungs- und zunehmend auch Grundlagenforschung an den Universities of Applied Sciences für entsprechende Anregungen und Anreicherungen noch öffnen? Wie ist es angesichts der in der qualitativen Forschung anhaltend geführten Diskussionen über die Güte- und Geltungskriterien von methodischen Verfahren (vgl. jüngst Meier zu Verl/Meyer/Oberzaucher 2023; Sonntag 2023), Forschungseinsichten und Ergebnisdarstellungen um die Kriterien einer ‚wissenschaftlichen Kunstlehre‘ und einer ‚guten‘ performativen Sozialwissenschaft bestellt? Überhaupt, nach welchen Kriterien lässt sich das Feld der qualitativen Forschung mit seiner traditionell engen theoretischen und methodologischen Orientierung an der deutschsprachigen (Wissens-)Soziologie einerseits und seinen Inspirationen und Adaptionen aus vielfältigen Fachkulturen und Fachdisziplinen sowie internationalen Debatten andererseits eigentlich darstellen, kartieren und diskutieren?

Drei Debattenbeiträge greifen die im Eröffnungstext von *Günter Mey* gelieferte Steilvorlage von ihren ganz eigenen Standorten und Blickwinkeln im Spannungshorizont von qualitativer Forschung und performativer Sozialwissenschaft auf: *Rainer Winter* erörtert das Ineinandergreifen von Performanz, Politik und Ästhetik in der performativen Sozialwissen-

schaft, und *Katharina Miko-Schefzig* plädiert für deren stärkere sinnesästhetische, nicht allein sozialtheoretische und methodologische Verankerung, während *Rainer Diaz-Bone* und *Guy Schwegler* den methodisch kontrollierten, erkenntnistheoretischen Bruch zur Bedingung des von der performativen Sozialwissenschaft hoch veranschlagten Innovationsanspruchs erheben. Mit diesem Auftakt ist zum Einstieg in die Debatte eingeladen!

Literatur

- Austin, J.L. (1972) [1955]: *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart.
- Boltanski, L. (2011): *Die Vorhölle. Eine Kantate für mehrere Stimmen*. Berlin.
- Bourdieu, P. (2002): *Ein soziologischer Selbstversuch*. Frankfurt a.M.
- Butler, J. (1997): *Excitable Speech: A Politics of the Performative*. New York.
- Denzin, N.K. (2001): *The Reflexive Interview and a Performative Social Science*. In: *Qualitative Research*, 1. Jg., H. 1, S. 23–46.
- Ellis, C./Adams, T.E./Bochner, A.P. (2010): *Autoethnography: An Overview*. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 12. Jg., H. 1, Art. 10. <https://doi.org/10.17169/fqs-12.1.1589>
- Gergen, M.M./Gergen, K.J. (2010): *Performative Sozialwissenschaft*. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 358–366.
- Hoggenmüller, S.W./Raab, J. (2022): *Bilder*. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. 3. Auflage Wiesbaden, S. 1581–1598, <https://doi.org/10.5281/zenodo.7307224>
- Jones, K. (Hrsg.) (2022): *Doing Performative Social Science. Creativity in Doing Research and Reaching Communities*. London.
- Jung, C. G. (2009): *Das rote Buch*. Düsseldorf.
- Knowles, G./Cole, A.L. (Hrsg.) (2008): *Handbook of the Arts in Qualitative Research*. Thousand Oaks.
- Leavy, P. (2020): *Method Meets Art. Arts-Based Research Practice*. 3. Auflage New York.
- Meier zu Verl, C./Meyer, C./Oberzaucher, F. (2023): *Alltagssprache, Beschreibungssprache und praxeologische Validität. Aspekte sozialwissenschaftlicher Güte aus der Perspektive des interpretativen Paradigmas und der Ethnomethodologie*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 52. Jg., H. 1, S. 50–66. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2023-2002>
- Mey, G. (Hrsg.) (2020): *Performative Sozialwissenschaft*. In: *Journal für Psychologie*, 28. Jg., H. 1, S. 3–155. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1>
- Sonntag, N. (2023): *Viele Vorschläge zur Güte. Gütekriterien der qualitativen Forschung aus analytisch-empirischer Sicht*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 52. Jg., H. 1, S. 7–25, <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2023-20050>
- Turner, V./Turner, E. (1982): *Performing Ethnography*. In: *The Drama Review*, 26. Jg., H. 2, S. 33–50.

Wissenschaft und Kunst im Dialog? Zum Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung

Günter Mey

Zusammenfassung: In dem Beitrag wird der Ansatz der performativen Sozialwissenschaft (performative social science; PSS) zur Debatte gestellt, indem genauer nach dem Verhältnis von PSS und qualitativer Forschung gefragt wird. Dazu werden zunächst Ansätze und Strömungen der PSS kurz skizziert und ihre wissenschaftstheoretischen Maximen angeführt. Im Anschluss wird das „Hybridformat“ PSS genauer untersucht, indem ausgehend von einigen Beispielen der PSS offene Fragen ihrer Realisierung sowie Bewertung zur Diskussion gestellt werden. Abgeschlossen wird der Beitrag mit einigen Bemerkungen zum möglichen Stellenwert künstlerisch(-orientiert)er Forschung im Methodenkanon.

Schlagwörter: performative Sozialwissenschaft, qualitative Forschung, Performativität, Partizipation, Third Mission

Science and Art in Dialogue? On the Relationship between Performative Social Science and Qualitative Research

Abstract: In this article, the approach of performative social science (PSS) is put up for debate by asking more precisely about the relationship between PSS and qualitative research. To this end, approaches and currents of PSS are first briefly outlined and their maxims in the philosophy of science are cited. Subsequently, the “hybrid format” PSS will be examined in more detail, in which open questions of its realization as well as evaluation will be put up for discussion, based on some examples of PSS. The paper concludes with remarks on the possible place of artistic (oriented) research in the canon of methods.

Keywords: performative social science, qualitative research, performativity, participation, third mission

Vorbemerkung

Vor dem Hintergrund meiner eigenen Arbeiten im Bereich des sozialwissenschaftlichen Films (Mey/Wallbrecht 1988, 2016) und der Ergebnispräsentationen von qualitativen Studien in künstlerisch umgesetzten (wissenschaftlichen) Ausstellungen (Mey 2022a), sowie davon ausgehenden Vorträgen zur performativen Sozialwissenschaft (performative social science, PSS), die ich in den letzten Jahren in Dänemark, Deutschland, Österreich und der Schweiz gehalten habe, stelle ich ein zunehmendes Interesse an Studien fest, in denen Kunst und Wissenschaft miteinander in Dialog treten. Allerdings tauchen gleichzeitig in den De-

batten und Diskussionen auch wiederkehrend einige Einwände auf (Mey 2020a): Neben der generellen Frage zum – und zuweilen Zweifeln am – Surplus solcher Arbeiten wird vor allem problematisiert, wie denn PSS mit den Standards qualitativer Forschung verknüpfbar ist. Schließlich, mit solchen Annotationen durchaus verbunden, wird der Einwand vorgetragen, dass gerade der sogenannte ‚wissenschaftliche Nachwuchs‘ aus Karrieregründen (noch) nicht in dieser Weise performativ-sozialwissenschaftlich arbeiten könne, selbst dann, wenn er dies interessant und wichtig fände.

Diese Argumentationen erinnern mich an jene, die ich wiederkehrend hörte und noch immer höre, seitdem ich nunmehr fast 25 Jahre allein gestützt auf qualitativer Forschung Studien realisiere, die, wenn auch besonders, aber nicht nur in ‚meiner‘ Leitdisziplin Psychologie einen schwierigen Stand hatten und heute immer noch haben (Mey/Mruck 2020). Ebenfalls fühle ich mich erinnert an gleichklingende Entgegnungen im Zuge der Debatte um Open-Access-Publishing – seit der Gründung von *FQS-Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* im Jahr 2000. Auch hier wurden Katja Mruck als geschäftsführende Herausgeberin und ich anfänglich wiederkehrend damit konfrontiert, dass eine solche Publikationspraxis nicht karrieredienlich sei und generell – die gängige (Double-blind-)Reviewpraxis ausblendend – angeführt wurde, bei ‚Internetartikeln‘ – die auch als ‚junk science‘ diskreditiert wurden – die Qualitätssicherung nicht gewährleistet wäre (Mey/Mruck 2007; Mruck/Mey 2001).

Es scheint so, als ob Einwände gegen „neue“ Paradigmen zur Tagesordnung gehören. Dass sich qualitative Forschung mittlerweile etabliert hat – ungeachtet aller denkbaren konjunkturellen Schwankungen und disziplinärer Differenzen – kann zweifelsohne konstatiert werden (Hitzler 2014; Reichertz 2009, 2021). Open Access gilt mittlerweile als Wissenschaftsstandard, auch wenn nicht alle damit verbundenen Herausforderungen geklärt sind (Mey 2022b). Ob sich die Ansätze der performativen Sozialwissenschaft und damit künstlerisch(-orientierte) Forschung zukünftig gleichberechtigt in das Methodenrepertoire (der Humanwissenschaften (neben natur-, geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen) einschreiben können, lässt sich heute nicht prognostizieren. Denn noch sind – wie einst für die qualitative Forschung ebenso wie für Open Access – neben allem innovativen Potenzial einige Prämissen auszuarbeiten und Präzisierungen vorzunehmen.

Vor diesem Hintergrund werde ich im Folgenden die seit zwei Jahrzehnten sich ausbreitende performative Sozialwissenschaft skizzieren, in der die Ereignishaftigkeit/Prozessualität sowie die Performativität sozialer Praxis als ein eigenes, an künstlerischen Verfahren orientiertes Forschungsparadigma forciert wird. Markieren werde ich dabei einige der zentralen Positionen, in denen sich eine kritische Auseinandersetzung mit etablierten Wissenschaftspraxen und (als überkommen erachteten) wissenschaftsimmanenten Gepflogenheiten finden lassen, aber ebenso kenntlich machen, an welche Grenzen eine so verstandene Forschung stößt, um sodann einige Überlegungen zu entwickeln, die helfen könnten, PSS jenseits eines Nischendasein zu begreifen.

Erlebnis, Ethnographie und die Ästhetik des Dissenses. Grundlagen performativer Sozialforschung

Rainer Winter

Zusammenfassung: Günter Mey hat gezeigt, dass die performative Sozialwissenschaft ein Plädoyer für ein anderes Wissenschaftsverständnis darstellt. Ausgehend von dieser wichtigen Feststellung arbeite ich zunächst Unterschiede zur rekonstruktiven Sozialwissenschaft heraus, indem ich Wilhelm Diltheys Begriff des Erlebnisses als Ausgangspunkt der performativen Sozialwissenschaft bestimme. Im Anschluss diskutiere ich paradigmatische Studien von Dwight Conquergood, der eng an Victor Turner anknüpft, und von Norman Denzin, um die Merkmale dieser Forschungsrichtung genauer bestimmen zu können. Ich analysiere vor allem die Relevanz der ästhetischen Dimension, mit der ethische und politische Interventionen verbunden sind. Im Anschluss an Skip Jones betrachte ich die relationale Ästhetik, die aber meiner Ansicht nach für ein tieferes Verständnis der performativen Sozialwissenschaft und ihrer politischen Perspektive nicht geeignet ist. Jacques Rancières Überlegungen zum Verhältnis von Ästhetik und demokratischer Politik sowie die von Herbert Marcuse zur Kunst ermöglichen jedoch, die politische Bedeutung der performativen Sozialwissenschaft und ihrer Ästhetik in der Gegenwart besser zu verstehen.

Schlagwörter: Erlebnis, Performative Sozialwissenschaft, Kritik, Ästhetik, Utopie

Lived Experience, Ethnography and Aesthetics of Dissensus. Foundations of Performative Social Inquiry

Abstract: Günter Mey showed that performative social science is a plea for a different understanding of social science. Based on this important observation, I first elaborate differences with reconstructive social science by determining Wilhelm Dilthey's concept of experience as the starting point of performative social science. I then discuss paradigmatic studies by Dwight Conquergood, who closely follows Victor Turner, and by Norman Denzin in order to more precisely describe the characteristics of this line of research. In particular, I analyze the importance and relevance of the aesthetic dimension, with which ethical and political interventions are associated. Following Skip Jones, I consider relational aesthetics, which, however, I believe is not suitable for a deeper understanding of performative social science and its political perspective. However, Jacques Rancière's reflections on the relationship between aesthetics and democratic politics, as well as Herbert Marcuse's on art, allow us to better understand the political significance of performative social science and its aesthetics in the present.

Keywords: lived experience, performative social science, critique, aesthetics, utopia.

1 Einleitung

Es ist vor allem der innovativen und vielseitigen Arbeit von Günter Mey zu verdanken, dass die performative Sozialwissenschaft auch in Deutschland, Österreich und der Schweiz immer mehr an Bedeutung und Relevanz gewinnt (Mey 2020a, 2020b). In verschiedenen Beiträgen hat er das Profil dieser Forschungsrichtung herausgearbeitet. Er hat grundlegende Beiträge aus Großbritannien und der USA veröffentlicht und vor allem eigene Forschungsprojekte durchgeführt, die überzeugend und wegweisend das Potential von Forschung, die im Schnittpunkt von Wissenschaft und Kunst entsteht, deutlich machen. Mey (2023, S. 74) hebt hervor, dass im Zentrum performativer Sozialwissenschaft „die Ereignishaftigkeit/Prozessualität sowie die Performativität sozialer Praxis“ stehen. Er weist darauf hin, dass die im deutschen Sprachraum etablierte qualitative Forschung diesem Dialog von Kunst und Wissenschaft eher skeptisch gegenübersteht und befürchtet, dass wissenschaftliche Kriterien verloren gehen würden. Im englischen Sprachraum dagegen ist die performative Sozialwissenschaft bereits fest etabliert, oft ist sie eingebunden in den Kampf um soziale Gerechtigkeit und hat eine explizit ethische und politische Perspektive.¹ Vor diesem Hintergrund möchte ich zeigen, warum es relevant ist, in der qualitativen Forschung die ästhetische Dimension ins Zentrum der Betrachtung zu stellen, und welches innovative und gesellschaftskritische Potential damit verbunden sein kann. So entsteht ein neues Forschungsfeld, dessen Ursprünge in der Lebensphilosophie von Wilhelm Dilthey und in der Anthropologie von Victor Turner zu finden sind. Im Zentrum des Forschungsfeldes steht die Darstellung von Erlebnissen von Subjekten in spezifischen raumzeitlichen Kontexten. Auf diese Weise soll deutlich werden, wie unterschiedlich und einzigartig die Welt erlebt werden kann. Es sollen neue Weisen der Wahrnehmung, der Interpretation und des Wissens eröffnet werden (Gergen/Gergen 2012, S. 49).

2 Von der Rekonstruktion sozialer Ordnung zur Performance

Verstehen und Erklären gesellschaftlicher Konstruktionen

Die qualitative Forschung im deutschen Sprachraum versteht sich im Großen und Ganzen als rekonstruktive Sozialwissenschaft, die auf der Basis einer textuell erfassten und registrierten Wirklichkeit operiert (vgl. Bergmann 1985). Ausgangspunkt sind Daten in der Form von Handlungsprotokollen. Ziel ist die Rekonstruktion der alltäglichen Konstruktion von Wirklichkeit, die in Auseinandersetzung mit kollektiv geteilten Sinnstrukturen entstanden ist. In exemplarischen Fallanalysen wird der typisch gemeinte Sinn rational rekonstruiert. Der*Die Forscher*in schafft Konstruktionen zweiter Ordnung, die auf denen erster Ordnung aufbauen. Wie Hans-Georg Soeffner festhält, geht es im Anschluss an Max Weber und Alfred Schütz um ein „deutendes Verstehen sozialen Handelns“ (1999, S. 48) und um die „Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit“ (1999, S. 39):

1 Für einen Überblick zum Feld der „social justice“ Forschung vgl. Alexander (2005), Denzin (2010), Johnson und Parry (2015) sowie Denzin und Lincoln (2018a).

„Verstehende Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft zielt auf das Verstehen und Erklären aller gesellschaftlichen Konstruktionen: sowohl der Produkte menschlicher Tätigkeit, der Vergesellschaftungs- und Wirtschaftsformen als auch der Weltbilder, Deutungsfiguren und Weltanschauungen“ (ebd.).

Erlebnis als Ausgangspunkt performativer Sozialforschung

Die performative Sozialwissenschaft fügt sich nicht in diese Konzeption qualitativer Forschung ein, in der es primär um die Rekonstruktion von sozialen Regeln, Strukturen oder Ordnungen geht und darum, wie Handelnde eine sinnhafte soziale Ordnung aufbauen. Vielmehr verschiebt sie den Schwerpunkt auf die Erforschung der subjektiven Erfahrung², die nicht nur „kognitiv-auffassend“, sondern ebenso, wie bereits Wilhelm Dilthey (1970, S. 194f.) zeigte, „affektiv-bewertend“ und „willentlich-handelnd“ verankert ist (vgl. Jung 1996, S. 156). Jedes Subjekt erlebt seine Welt auf eine partikulare Weise. Im Sinne von Dilthey kann man auch davon sprechen, dass die performative Sozialwissenschaft sich den Erlebnissen, den inneren Erfahrungen, dem, was durchlebt worden ist, zuwendet. Während die „äußere Erfahrung“ sich auf die kognitive Erfassung der gegenständlichen und gesellschaftlichen Welt richtet, ist das Erlebnis „im Besitz seiner Gegebenheiten. (...) Die Phänomene des Erlebnisses sind mit Bestimmtheit gegeben, während die Objekte der äußeren Erfahrung zumindest teilweise Ergebnisse von Schlussfolgerungen sind“ (Makkreel 1991, S. 189). In Erlebnissen drückt sich die Position des Subjekts zur Welt aus, das sich diese nicht nur vorstellt, sondern auch gefühlsmäßig erfasst, bewertet und ihr mit seinem Willen und seinen Interessen begegnet. „Vorstellen, Willen und Fühlen sind in jedem *status conscientiae* enthalten und sind in jedem Augenblick des psychischen Lebens fortgehende Äußerungen desselben in seiner Wechselwirkung mit der Außenwelt“ (Dilthey 1982, S. 390). Erlebnisse sind autobiographisch verankert, unmittelbar gegeben und finden ihren Abschluss erst, wenn sie ausgedrückt werden. So hält Victor Turner (1986, S. 37) fest: „In Dilthey’s view, experience urges toward expression, or communication with others. We are social beings, and we want to tell what we have learned from experience“.

Nach Dilthey ist das gelebte Leben in seinem Vollzug einem objektivierenden Beobachter nicht zugänglich (1982, S. 346f.) und somit, wie Jung (1996, S. 122) anfügt, nicht theoriefähig. Es läßt sich aber mit ästhetischen Mitteln ausdrücken. So ist die Dichtung eine „ästhetische Weltansicht“ (Dilthey 1978, S. 117), in der Leben und Welt aus der Innenansicht des Lebensprozesses betrachtet werden. Ähnlich geht es in der performativen Sozialforschung darum, mit ästhetischen Mitteln innere Erfahrungen zugänglich zu machen, Erlebnissen zum Ausdruck zu verhelfen und durch ihre Darstellung Veränderungen im Leben der Erforschten und auch in der Welt hervorzubringen. Die performative Sozialforschung bestreitet keineswegs, dass es soziale Strukturen gibt, möchte aber zeigen, wie sie erlebt und gelebt werden. Sie möchte aufzeigen, wie sie imaginativ und durch die Praxis der Performance in Bewegung gesetzt und verändert werden können (Gergen/Gergen 2012). Die Performance bewegt sich weg von der Vorstellung, Wirklichkeit sei als Text fixierbar, in ein Handlungsprotokoll transformierbar, hin zur Poesis, Fabrikation und Verwandlung der erlebten Wirklichkeit.

2005 bestimmen Norman Denzin und Yvonne Lincoln die Aufgabe qualitativer Forschung folgendermaßen:

2 Scott Lash hat ein lesenswertes Buch zu „Experience“ (2018) geschrieben, in dem er die Verwendung dieses Begriffes seit Aristoteles differenziert untersucht.

„Qualitative research is a situated activity that locates the observer in the world. It consists of a set of interpretive, material practices that make the world visible. These practices transform the world. They turn the world into a series of representations, including field notes, interviews, conversations, photographs, recordings, and memos of the self. (...) It is understood, however, that each practice makes the world visible in a different way.“ (Denzin/Lincoln 2005a, S. 3f.)

2018 ergänzen sie: „We could go one step further and make the performance turn, the human-being-as performer, not as researcher or inquirer. A performative project, informed by research and inquiry, involves acting in the world so as to make it visible for social transformations“ (Denzin/Lincoln 2018b, S. 11). Ins Zentrum der performativen Sozialwissenschaft rücken die gemeinsame Produktion von Erlebnissen von Forschenden und Untersuchten, die autoethnographische „Selbstbesinnung“³ von Subjekten, das Schreiben aufführungsorientierter Texte, vom Dialog bestimmte Darstellungen, die Aufführung von Forschungsergebnissen, das Verfassen poetischer und literarischer Texte, sowie die praktische kulturelle Arbeit, die an einer Politik der Veränderung orientiert ist. Der*Die performative Sozialforscher*in und bisweilen die von ihm*ihr Untersuchten führen die Forschungsergebnisse vor Publikum auf. So kommt es zu einem gegenseitigen Austausch und Abgleichen von gelebten Erfahrungen, Emotionen, Perspektiven und Formen des Verstehens. Die Körper setzen Kultur in Bewegung, interagieren mit anderen Körpern und führen zu einem intimen, bisweilen leidenschaftlichen Disput, der Machtstrukturen problematisiert und verändern möchte, um neue Perspektiven auf die Welt zu ermöglichen und zum „empowerment“ beizutragen.

Das Programm der Performance Ethnographie

Eine wegweisende Bedeutung kommt in der Herausbildung der performativen Sozialwissenschaft den innovativen Schriften und Forschungen von Dwight Conquergood zu, der eine Fülle von Einflüssen aus der Ethnologie, der poststrukturalistischen Sprach- und Textwissenschaft und der Soziologie elegant aufeinander bezieht, synthetisiert und zu neuen Einsichten kommt (vgl. Conquergood 2013). Er hat aber nicht nur über Performance Ethnography geschrieben, sondern sie auch praktiziert, so z.B. mit Geflüchteten aus Laos in Thailand, mit palästinensischen Geflüchteten im Gaza Streifen, mit Straßenbanden in Chicago oder mit verurteilten Schwerverbrechern, die auf ihre Hinrichtung warteten. „Conducting research on and with these groups was his way of ‚studying up‘. Allowing the on-the-ground embodied practices of subaltern groups to generate their own theories of selfhood and resistance“ (Johnson 2013, S. 10). Auf kraftvolle, engagierte und inspirierende Weise hat er „performance“, Ethnographie und sozialen Aktivismus zusammengedacht und -geführt.

Vor allem Victor Turners Konzeption des Menschen als „homo performans“ hat Conquergood inspiriert und bewegt. So schreibt Turner (1985, S. 187):

„If man is a sapient animal, a tool making animal, a self-making animal, a symbolizing animal, he is no less, a performing animal, *Homo performans*, not in the sense, perhaps that a circus animal may be a performing animal, but in the sense that man is a self-making animal – his performances are, in a way, reflexive; in performances he reveals himself to himself.“

Conquergood folgt ihm und begreift Kultur und auch das Selbst als aus „Prozessen des Werdens“ bestehend, die in Aufführungen zum Ausdruck kommen. In seinen Studien stehen so nicht Strukturen und Muster im Zentrum, sondern die Erlebnisse, Wünsche, Geschichten und

3 So hält Dilthey (1970, S. 247) fest: „Die Selbstbiographie ist nur die zu schriftstellerischem Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen über seinen Lebensverlauf. Solche Selbstbesinnung aber erneuert sich in irgendeinem Grade in jedem Individuum. Sie ist immer da, sie äußert sich in immer neuen Formen“.

Kämpfe, die in Strukturen entstanden sind und selbst wiederum Strukturen schaffen (vgl. Soyini Madison 2005, S. 166). Sein Interesse gilt dem „doing culture“ und dem „doing identity“. Gelebte Bedeutungen entstehen in und zwischen Strukturen, Erlebnisse sind prozesshaft, veränderlich und historisch konjunktuell zu begreifen.

In seinem 1991 erstmals erschienenen Essay „Rethinking Ethnography“ (2006) beschreibt er in einer differenzierten Auseinandersetzung mit der ethnographischen Forschung programmatisch die Merkmale und Bereiche einer kritischen „performance ethnography“ und die performative Politik einer „verleiblichten Untersuchung“⁴. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die „Krise der Repräsentation“ in der Ethnologie (vgl. Clifford/Marcus 1986)⁵ nach der postkolonialen Kritik am Imperialismus und an szientistischen Ansprüchen im Kontext der Kolonialisierung. Die Konzeption einer unabhängigen, distanzierten Beobachterfigur, die in einer neutralen Sprache soziale Tatsachen und Prozesse objektiv beschreibe, wird entschieden abgelehnt, weil sie sich als eine koloniale Fiktion erwiesen habe und Ausdruck von unreflektierten kolonialen Herrschaftsverhältnissen sei. Vor diesem Hintergrund fordert Conquergood eine radikale Neukonzeption des Untersuchungsprozesses, die er hauptsächlich an vier Punkten festmacht.

Erstens plädiert er im Anschluss an die postmoderne Ethnographie für eine „Rückkehr zum leiblichen Selbst“. Fast jede*r Ethnograph*in erfährt in der Feldforschung, wie es körperlich mühsam und anstrengend sein kann, an einer fremden Kultur für eine bestimmte Zeit teilzuhaben. Ein Verständnis von ihr wird nicht nur kognitiv, sondern vor allem mit dem Leib erworben. So ist die Ethnographie „an intensely sensuous way of knowing“ (Conquergood 2006, S. 352). Der ethnographische Prozess umfasst unterschiedliche Praktiken, nicht nur das Beobachten, sondern auch das „Sprechen, Hören und zusammen Handeln“ (Conquergood 2006, S. 353). So hält auch Trinh (1989, S. 121) fest: „Speaking and listening refer to realities that do not involve just the imagination. The speech is seen, heard, smelled, tasted, and touched“.

Der*Die Ethnograph*in erwirbt Wissen in den erlebnisgesättigten und leiblich geprägten Interaktionen mit den Untersuchten, in denen die künstlichen Grenzen zwischen Beobachter*in und Beobachteten verschwinden. Beide werden als reziproke Rollenspieler*innen und voneinander abhängig betrachtet. „In this process we put ourselves on the line; we run the risk of having our sense of ourselves as different and distanced from the people we study dissolve“ (Jackson 1989, S. 4). Der*Die Ethnograph*in nimmt keinen unabhängigen Beobachterplatz ein, sondern mischt sich ein, wird aktiver Teil der Forschung. Die Untersuchten, mit denen er*sie gemeinsam Lebenszeit verbringt, sind seine*ihre Zeitgenossen, auch wenn er*sie jene in den Berichten als „wild“, „unterentwickelt“ oder „primitiv“ beschreibt. Conquergood folgt Johannes Fabians (1983) Auffassung, dass der*die Ethnograph*in ein Kommunikator sein solle. Feldforschung ist dann die „kommunikative Interaktion mit dem Anderen“ (Fabian 1983, S. 148). Er plädiert also für eine neue Form von Ethnographie, die ihre Schwerpunkte in den Praktiken des Sprechens, Zuhörens und miteinander Zeit Verbringens hat. Durch diese Fokussierung auf Prozesse des leiblichen Erlebens könne die textualistische Verengung der Ethnographie, ihr Textualismus, überwunden werden. „The return of the body as a recognized method for attaining ‘vividly felt insight into the life of other people’ (Trinh 1989, S. 123) shifts the emphasis from space to time, from sight and vision to sound and voice, from text to performance, from authority to vulnerability“ (Conquergood 2006, S. 355).

4 Zur phänomenologischen Konzeption des leiblichen Selbst vgl. die instruktiven Vorlesungen von Bernhard Waldenfels (2000).

5 Zur Bedeutung der Krise der Repräsentation für die qualitative Forschung vgl. Winter (2014, S. 118–124).

Zweitens entfaltet Conquergood (ebd., S. 355ff.) ein postkoloniales Verständnis von Grenzen und Grenzziehungen, die sich als Differenzen in den postmodernen Subjekten selbst fänden, aber nicht stabil, sondern durchlässig und überwindbar seien. Dies gelte auch für die Disziplin der Ethnographie selbst, die sich in Gebieten mit offenen Grenzen widerfände und sich, wie Rosaldo (1989) zeigt, den „borderlands“, „contact zones“ or „zones of difference“ zuwenden solle. Dies führe auch zu einer Neukonzeptualisierung von Identität und Kultur, deren Bedeutungen nicht mehr ontologisch feststünden und stabil seien. Stattdessen seien sie kontingent, umkämpft, konstruiert und relational (ebd., S. 356). Im Anschluss an Minh und Clifford (1988) hält Conquergood (2006, S. 356) fest: „The idea of the person shifts from that of a fixed, autonomous self to a polysemic site of articulation for multiple identities and voices“. Es sind vor allem die Erfahrungen und Erlebnisse von Reise, Migration, Flucht, Vertreibung und Exil, die Identität in etwas Provisorisches verwandeln, zu einer immer wieder neuen Performance machen, die einen fluiden, prozesshaften Charakter hat. Gestrandet zwischen Welten schaffen die entwurzelten und marginalisierten Menschen eine „erfinderische Poetik der Wirklichkeit“ (Clifford 1988, S. 6).

In diesem Zusammenhang bezieht sich Conquergood (ebd., S. 357) auch auf „Kunst des Handelns“ (1988) von Michel de Certeau und dessen Analyse kreativen Vorgehens im Alltag sowie auf seine eigene Feldarbeit mit Geflüchteten und Migrant*innen an unterschiedlichen Orten der Welt. Auch hier macht er – eine Überlegung von Bachtin (1986) aufnehmend – deutlich, dass Grenzen, Schwellen und Zwischenräume von intensiver Interaktion geprägte Orte produktiver und kreativer kultureller Auseinandersetzung sein können.

Drittens weist Conquergood auf die immer wichtiger werdende Relevanz der Performance hin. Turner (1985) hat die Ethnologie zum Theater, zum Drama und zur Aufführung hin geöffnet, wobei nicht Abstraktionen, Formalismen und reduktionistische Betrachtungen, sondern der unerschöpflichen und schwer auslotbaren Dynamik der „face-to-face“-Interaktion und den Erlebnissen im Sinne Diltheys das Interesse von Turner (1986) gilt. Wie für de Certeau (1988) sind für Turner die Subjekte kreative Spieler*innen, die im Lebensvollzug improvisieren, die sich bietenden Gelegenheiten nutzen und Vorgaben und Skripte (neu) interpretieren und umschreiben.⁶ Beide waren fasziniert von den imaginativen, erfinderischen und schöpferischen Kräften, die sich in den Erlebnissen und Praktiken gewöhnlicher Menschen finden, die ihrer Lebenspraxis einen Sinn geben möchten. Im Zentrum von Turners Forschungen steht das in Zeit, Ort und Geschichte situierte, erfahrende und erlebende Subjekt: „The performance paradigm privileges particular, participatory, dynamic, intimate, precarious, embodied experience grounded in historical process, contingency, and ideology“ (Conquergood 2006, S. 358f.). Er fordert vom Forscher, dass er die Rolle des distanzierten Beobachters verlässt, mitlebt und mitspielt, zum Ko-Akteur von historisch einzigartigen Individuen in spezifischen sozialen und historischen Kontexten wird.

Für Conquergood entfaltet sich in den paradigmatischen Arbeiten von Turner eine Abwendung von der Welt als Text hin zur Welt als Aufführung, die wichtige neue Fragen und Problemfelder eröffnet und bis heute die Forschung beschäftigen:

- Was bedeutet es z.B., Kultur nicht als Produkt, sondern als Prozess, als ein Verb, zu verstehen: „Culture as unfolding performative invention instead of reified system, structure, or variable?“ (Conquergood 2006, S. 361).
- Welche Implikationen hat es für die Feldforschung, wenn diese nicht mehr als Datensammlung sondern „as the collaborative performance of an enabling fiction between observer and observed, knower and known“ (ebd.) betrachtet wird?

6 Vgl. hierzu meine Studie „Die Kunst des Eigensinns“ (Winter 2017a).

- Welche (neuen) Formen des Wissens entstehen, wenn die Aufführung zu einer Form des Erlebnisses, Wissens und der kritischen Untersuchung wird: „What are the rhetorical problematics of performance as a complementary or alternative form of ‚publishing‘ research? What are the differences between reading an analysis of fieldwork data, and hearing the voices from the field interpretively filtered through the voice of the researcher?“ (ebd.).
- In welchem Verhältnis stehen Aufführungen zu Machtstrukturen: „How does performance reproduce, enable, sustain, challenge, subvert, critique and naturalize ideology? How do performances simultaneously reproduce and resist hegemony? How does performance accommodate and contest domination?“ (ebd.).

Diese programmatischen Überlegungen und Fragestellungen machen deutlich, welches innovatives Potential eine performative Sozialwissenschaft artikulieren kann. Conquergood glaubt, dass die Verengungen und Verkürzungen des textuellen Paradigmas überwunden werden können, wenn z.B. darüber nachgedacht wird, Forschungsergebnisse nicht nur durch wissenschaftliche Texte darzustellen, sondern auch in Aufführungen zu inszenieren. Er hofft nicht auf eine Verabschiedung, sondern auf eine Dezentrierung von Texten. „Following Turner and others, I want to keep opening up space for nondiscursive forms, and encouraging research and writing practices that are performance-sensitive“ (Conquergood 2006, S. 362).

Viertens schließlich hebt Conquergood die „rhetorische Reflexivität“ hervor. Die neuere Ethnographie ist sich anders als große Teile der empirischen Sozialforschung dessen bewusst, dass es keinen sprachunabhängigen Zugang zur Wirklichkeit gibt. Wie Clifford Geertz (1988) schreibt, blickt der*die Wissenschaftler*in nicht einfach durch einen Einwegspiegel und kann daher die Welt nicht betrachten und beschreiben, wie sie „wirklich“ ist. Ethnographische Texte seien nie „unschuldig“, sondern sie verwenden unterschiedliche rhetorische Darstellungsformen und schaffen so verschiedene Formen von Wirklichkeit. Diese rhetorische Selbstreflexivität hat zu einer von Conquergood als notwendig erachteten Politisierung der Ethnographie geführt.

In seinen späteren Arbeiten bestimmt er (Conquergood 2013) die Performance auch als eine Form der Überschreitung, die übernommene und sedimentierte Bedeutungen sowie normative Traditionen aufbricht, in Bewegung bringt und in politischen Auseinandersetzungen hegemoniale Strukturen in Frage stellt. Performance wird für ihn zu einem umfassenden und integrierenden Konzept, um kulturelle und soziale Prozesse verstehen und verändern zu können:

„We can think of performance (1) as a work of *imagination*, as an object of study; (2) as a pragmatics of *inquiry* (both as model and method), as an optic and operation of research; (3) as a tactics of *intervention*, an alternative space of struggle. Speaking from my home department at Northwestern, we often refer to the three A’s of performance study: *artistry*, *analysis*, *activism*. Or to change the alliteration, a commitment to the three C’s of performance studies: *creativity*, *critique*, *citizenship* (*civ* struggles for social justice.“ (Conquergood 2002, S. 152)

Unsere Ausführungen machen deutlich, warum die innovativen Arbeiten von Conquergood, der eng an Victor Turner anschliesst, grundlegend für die Herausbildung von Performance Studies und einer performativen Sozialwissenschaft waren (Soyini Madison/Hamera 2006). Sie unterscheiden sich deutlich von der rekonstruktiven Sozialforschung, die eine am Text in Form von Handlungsprotokollen orientierte Konzeption von Wissenschaft darstellt und in eine sozialwissenschaftliche Hermeneutik mündet. Es sind Grundfragen und Problematiken der Soziologie, die zur Herausbildung dieser Forschungstradition geführt haben, während Einflüsse aus Ethnologie, Soziologie (Studien von Emile Durkheim und Erving Goffman), Philosophie, Theater, Kunst und sozialem Aktivismus bei der Entstehung der performativen Sozialwissenschaft zusammengewirkt haben (vgl. Denzin 2018, S. 266–268). Wir haben es

also mit zwei verschiedenen und eigenständigen Zugängen zur qualitativen Forschung zu tun. Im Folgenden werde ich die Rolle der Ästhetik in der performativen Sozialforschung diskutieren, um diese Unterschiede deutlicher zu machen und Günter Meys „Plädoyer für ein anderes Wissenschaftsverständnis“ (2023) zu untermauern.

3 Die Bedeutung der ästhetischen Dimension der performativen Sozialwissenschaft

Ästhetik, Kritik und Utopie

Im englischen Sprachraum wird die performative Sozialwissenschaft als ein politisch und ethisches Projekt begriffen. So plädiert Norman Denzin in Fortsetzung der demokratisch engagierten Tradition des Symbolischen Interaktionismus für eine „Performance Ethnography“ (2002) und später für „Performance Autoethnography“ (Denzin 2018), die an die kritische Pädagogik anknüpfen und progressiv politisch im Sinne der Herstellung einer radikal demokratischen Gesellschaft wirken sollen (vgl. Winter/Niederer 2008). So sollen z.B. im Feld geführte Interviews in zur Performance bestimmte Texte, z.B. in poetische Monologe oder Theaterstücke, transformiert werden. Sie zeigen, wie Menschen in sozialen Kontexten Geschichte erleben, und können die inspirierende Grundlage für die Transformation konkreter Situationen sein (vgl. Denzin 2006, S. 331). In seiner Diskussion der Arbeiten von Conquergood weist Denzin daraufhin, dass auch für die Interaktionisten Kultur als ein Prozess konzipiert werde.

Ergänzend stellt er fest, dass Performances ihre Legitimation nicht durch das Zitieren wissenschaftlicher Texte erwerben, sondern dadurch dass sie einen gemeinsamen Erlebnisraum schaffen, in dem zwischen Aufführenden und Publikum Erlebnisse, Emotionen und Verständnisse geweckt und entfaltet werden können. Dabei soll die Aufführung Machtverhältnisse und Diskriminierungen in Institutionen, so z.B. in der Schule oder im Krankenhaus, aufdecken und darstellen (Giroux 2000). Denzin (2003, S. 9) bestimmt „performance“ als einen „act of intervention, a method of resistance, a form of criticism, a way of revealing agency“.

Er (Denzin 2018) betont, dass autoethnographische Zeugnisse eine wichtige Dimension der „performance ethnography“ seien, weil sie ausgehend von eigenen Erlebnissen soziale Missstände anprangern, Kultur in Bewegung bringen und dem Publikum Erfahrung und Teilhabe ermöglichen. „Extending Freire (1998), performance auto-ethnography contributes to a conception of education and democracy as pedagogies of freedom. As praxis, performance ethnography is a way of acting on the world in order to change it“ (Denzin 2006, S. 331). An die kritische Pädagogik von Peter McLaren (2005) anknüpfend, sieht er hier eine Politik des Widerstandes möglich, die auf einem ethischen Diskurs aufbaut, in dem persönliche Erlebnisse mit gemeinsamen Projekten verbunden und Gemeinschaften geschaffen bzw. gestärkt werden. Performance, Kunst, Aktivismus und Pädagogik sollen verschmelzen, um in Performances kulturelle Praktiken zu kritisieren, die Machtverhältnisse reproduzieren und Unterdrückung perpetuieren. Eine aufführungsorientierte Pädagogik kann eine performative kulturelle Politik der Hoffnung zum Ausdruck bringen.

Sie ist der Immanenz verpflichtet, den Prozessen, die in unserer Wahrnehmung, unserem Denken und unserem Verstehen bereits angelegt, aber noch nicht artikuliert bzw. verwirklicht sind.

„With this notion in mind, critical theorists critique researchers whose scholarly work operates to adapt individuals to the world as it is. In the context of immanence, critical researchers are profoundly concerned with who we are, how we get this way, and where we might go from here.“ (Kincheloe/McLaren 2005, S. 308)

Die Kritik an gesellschaftlichen Missständen, die in der performativen Sozialforschung artikuliert wird, beruht nicht auf allgemeinen Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit, sondern sie ist in den Erlebnissen und Reflexionen, die in den untersuchten Kontexten entstanden sind, verankert. So kann die Darstellung von Leiden oder Missachtung zu normativen Reflexionen führen, die herausstellen, was in einem besonderen sozialen Kontext an Möglichkeiten (noch) nicht verwirklicht ist. Performances können Empathie erzeugen, Verständnis bewirken, ethische Reflexionen anleiten und dazu beitragen, alternative soziale Wirklichkeiten zu imaginieren und zu verwirklichen. Das Ziel von Performance-Texten ist es, einen kritisch-ethischen Diskurs zu initiieren und auf das hinzuweisen, was noch nicht ist, aber sein könnte.

Auch Susan Finley (2018) in ihrer Darstellung des „Critical Arts-Based Research“ versteht Performances als eine Form des Widerstandes, die hegemoniale Verhältnisse und wissenschaftliche Traditionen herausfordern.⁷

„Critical arts-based research makes intentional use of imagination. It is a performative research methodology that is structured on the notion of possibility, the *what might be*, of a research tradition that is postcolonial, pluralistic, ethical, and transformative in positive ways.“ (Finley 2018, S. 561)

Künstlerische Praktiken wie z.B. Verfahren der Collage, der Montage oder Installationen sollen genutzt werden, um die eigene Erlebensperspektive zu artikulieren, gesellschaftliche Pathologien aufzuzeigen und zu kritisieren.

„In this spirit of resistance to social injustice and in pursuit of ‚critical citizenship‘ and ‚cultural democracy‘, critical arts-based researchers perform inquiry that is cutting edge and seeks to perform and inspire socially just, emancipatory, and transformative political acts.“ (Finley 2018, S. 562)

Auf diese Weise sollen neue Räume des Verstehens eröffnet werden.⁸ Wie für Denzin ist auch für Finley die performative Sozialwissenschaft politisch ausgerichtet. Sie trägt Sorge für das Selbst und die Anderen, für Gemeinschaften, Orte und die Umwelt. „Critical arts-based research is active, productive; it performs. The emphasis in this type of research is *on doing*“ (Finley 2018, S. 573).

Ergänzend schreibt Tami Spry (2018, S. 641), dass Performances, die Autoethnographien auf die Bühne bringen, immer auch ein utopisches Potential enthalten sollen: „Utopian performances as autoethnographic labor constitute an autoethnography on the pulses, a redoing, retooling, renewing, a doing utopia, utopia as a verb, as verve, as sass, as dis and respect, a simultaneous rejection and recuperation of who we can be with Others“. Hier schließt Denzin (2018, S. 28) an:

7 Vgl. auch die Beiträge in „Performance as Resistance“ (2020), herausgegeben von Denzin und Salvo, die untersuchen, wie künstlerische Praktiken widerständig sein können. Vor allem wird untersucht, warum die kritische Performance-Autoethnographie eine ethische und demokratische Perspektive hat. Performances sollen nicht die Welt darstellen, wie sie „wirklich“ ist, sondern intervenieren, imaginativ und ermächtigend wirken.

8 Vgl. hierzu auch die innovativen Arbeiten von Ute Holfelder und Klaus Schönberger, die zeigen, wie künstlerische und ethnographische Forschung kreativ miteinander verknüpft werden können (Holfelder/Schönberger 2018).

„Utopia is always a critique of the here and now. It involves a politic of emotion, an insistence that something is missing from the present, hope, a dream, freedom. It involves the belief that things can be different, better, there can be social justice in a place called utopia where hope dwells.“

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen und zu untersuchen, wie der ethische und politische Charakter der performativen Sozialwissenschaft mit ihrer ästhetischen Ausrichtung verbunden ist. Wie sind Ästhetik und demokratische Politik miteinander artikuliert?

Relationale Ästhetik und die Schaffung sozialer Begegnungen

Der britische Forscher Kip Jones (2017) hat vorgeschlagen, an die relationale Ästhetik von Nicolas Bourriaud (2002) anzuknüpfen, um die performative Sozialwissenschaft theoretisch zu fundieren. Sie würde es ermöglichen, deren fruchtbare Verknüpfungen von Kunst und Sozialwissenschaften zu erhellen, vor allem die Bildung von ästhetischen Gemeinschaften jenseits der Universität. Die performative Sozialwissenschaft stellt für ihn eine Verschmelzung von Kunst und Sozialwissenschaften dar. Künstlerische Methoden (z.B. Photographie, Film, Musik, Tanz, Poesie, Installationen oder Theateraufführungen) werden zur Generierung, Analyse und Verbreitung von ‚Daten‘ genutzt. Die ‚Ergebnisse‘ der Forschung sollen nicht nur ein akademisches, sondern ein größeres Publikum erreichen. Für Jones drückt sich das Performative in der kommunikativen Kraft der Forschung aus, die ein Publikum in ihren Bann zieht. Die von Bourriaud in Auseinandersetzung mit der Kunst der 1990er Jahre entwickelte relationale Ästhetik liefert Jones‘ Ansicht nach einen angemessenen theoretischen Rahmen, um die Bedeutung und Relevanz performativer Sozialwissenschaft in der Gegenwart verstehen zu können. Denn ihr Schwerpunkt liegt auf den Prozessen der Begegnung, der Partizipation, der Kollaboration und der Bildung von ästhetischen Beziehungen und Gemeinschaften.

Bourriauds sehr populär gewordener Ansatz fokussiert auf die sozialen Interaktionen, die durch den Umgang und die Rezeption von Kunst möglich werden. In der neoliberalen Gesellschaft des Spektakels und der Konkurrenz würden diese immer mehr durch Repräsentationen, Simulationen, Waren und Wettbewerb verdrängt. Dagegen könne ein Kunstwerk einen sozialen Zwischenraum schaffen (Bourriaud 2002, S. 14ff.). „At an exhibition (...) there is the possibility of an immediate discussion, in both senses of the term. I see and perceive, I comment, and I evolve in a unique space and time. Art is the place that produces a specific sociabilty“ (ebd., S. 16). Auf diese Weise sei relationale Ästhetik von einem demokratischen Ethos durchdrungen. Kunstereignisse, die in Realzeit ablaufen, bringen Interaktionen, gesellige Begegnungen und Formen kommunikativen Austausches hervor.

Mit Form bezeichnet Bourriaud dann das künstlerische Gefüge⁹, den Rahmen im Sinne Goffmans (1977), den Kunstschaffende hervorbringen können, um Beziehungen zu einem Publikum aufzubauen. Die Gegenwartskunst seit den 1990er Jahren ist vermehrt auf Partizipation und Teilhabe des Publikums angelegt, das Teil des künstlerischen Prozesses wird. In diesem Zwischenraum treffen sich Menschen und handeln z.B. die Bedeutungen einer Installation aus. Um vielfältige und komplexe soziale Wechselwirkungen zu ermöglichen, sollten Kunstwerke offen und dialogisch gestaltet sein. So können sie eine „co-existence“ des Publikums gewährleisten (Bourriaud 2002, S. 109). Jedes Kunstwerk schafft eine soziale Form und strukturiert so eine mögliche Welt. So würde ein Künstler der Gegenwart auch nicht zwangsläufig eine antagonistische Beziehung zur Gesellschaft einnehmen, wie es im Modernismus der Fall war (ebd.). Stattdessen gehe es in der Gegenwartskunst um Aushandlungen, Zusammenkünfte und Bindungen.

9 Für eine ausführlichere Darstellung des Ansatzes von Bourriaud vgl. Hudelist (2020, S. 94ff.).

Diesen letzteren Aspekt hebt auch Jones (2017) hervor, wenn er feststellt, dass es in der relationalen Ästhetik darum gehe, Menschen zusammenzubringen und gemeinsam Bedeutungen zu schaffen. Die Formen sozialen Austausches verbinden Menschen miteinander und schaffen eine relationale Sphäre (Bourriaud 2002, S. 43), in der eine vorübergehende Gemeinschaft möglich wird. Schönheit liegt dann nicht in einem (autonomen) Kunstobjekt, sondern in den Prozessen der Beziehung und in der gemeinsamen Produktion von Bedeutungen, die von Kunstschaffenden initiiert werden. Diese Sozialisierung von Kunst, die diese in sozialen Kontexten und Interaktionen verankert, soll nach Jones (2017) auch die performative Sozialwissenschaft anleiten, in der die Zusammenarbeit mit den Forschungspartner*innen zentral ist. In der relationalen Ästhetik gehe es wie in der performativen Sozialwissenschaft um die Generierung von Beziehungen und einen kommunikativen Austausch. Wenn performative Sozialwissenschaft dem Ansatz der relationalen Ästhetik folgt, rücken ethisch-politische Massstäbe in den Vordergrund, die mit ästhetischen Urteilen gleichgesetzt werden. Wenn ein Kunstwerk bzw. eine Performance soziale Interaktionen und zwischenmenschliche Beziehungen im Publikum herstellt, ist es ästhetisch gelungen und initiiert demokratische Prozesse.

Aber weder das Kunstwerk¹⁰ noch die Performance sollten auf diese sozialen Prozesse reduziert werden. Sowohl Bourriaud als auch Jones übersehen dies. Zu kritisieren ist auch, dass Bourriaud auch die utopische Dimension der Kunst fast gänzlich verabschiedet: „(...) the role of artworks is no longer to form imaginary and utopian realities, but to actually be ways of living and models of action within the existing real, whatever the scale chosen by the artist“ (Bourriaud 2002, S. 13). Die für den Modernismus typische Autonomie der künstlerischen Form, die das Bestehende radikal transzendiert und sich an eine*n einzelne*n Betrachter*in wendet, wird von ihm für obsolet erklärt. In der relationalen Ästhetik geht es um die Konstruktion von Situationen, in denen Kunstbegeisterte zusammenfinden, eine Gemeinschaft bilden und kollektiv Bedeutungen produzieren (vgl. Bishop 2004, S. 53f.). So könnten temporär Bindungen gelebt werden, die nicht von Kommerzialisierung oder medialer Simulation durchdrungen seien.

Der Ansatz der relationalen Ästhetik ist auf den ersten Blick durchaus hilfreich, weil er wie die performative Sozialwissenschaft Partizipation, soziale Interaktionen und die Demokratisierung von Kunst präferiert. Dennoch scheint er mir nicht geeignet zu sein, um einen überzeugenden Rahmen für ein tieferes Verständnis der performativen Sozialwissenschaft zu liefern. Es gelingt ihm keineswegs, deren gesellschaftskritische und utopische Dimensionen angemessen zu erfassen. Sowohl Conquergood als auch Denzin und andere Forscher*innen heben diesen Aspekt ausdrücklich hervor. Sie lassen sich besser verstehen, wenn wir uns den Analysen der Ästhetik bei Jacques Rancière zuwenden.

Ästhetische Praxis, Dissens und demokratische Politik

Rancière (2007, S. 57ff.) kritisiert die Auffassung vehement, dass Gegenwartskunst die Aufgabe habe, die in einer fragmentierten und individualisierten Gesellschaft verlorenen gegangenen Beziehungen zu kompensieren, indem sie Räume der Begegnung schaffe. Es sei nicht Aufgabe von Kunst, soziale Verwerfungen und Spaltungen zu lindern. Sie gehöre nicht zum Dienstleistungsgewerbe, das dem Publikum unterschiedliche Services anbietet. Der Künstler bzw. der Kurator solle das Publikum auch nicht wie ein Lehrer behandeln und von ihm bestimmte Formen der Partizipation erwarten, so z.B. dass er ausgestellte Kochutensilien nutzt, um mit anderen ein Gericht zuzubereiten, darüber zu sprechen und gemeinsam zu essen. Für

10 Vgl. hierzu die Kritik von Claire Bishop (2004) an der relationalen Ästhetik.

Rancière wird hier die politische Funktion von Kunst parodiert (Rancière 2007, S. 73). In einer Konsensgesellschaft plädiere die relationale Ästhetik dafür in den abgetrennten Räumen der Kunst, den sozialen Zusammenhalt wiederherzustellen. Dies sei jedoch allenfalls ein Ersatz von Politik (Rancière 2007, S. 73).

Für Rancière kann Kunst nur dann widerständig sein, wenn sie hegemoniale Definitionen der Wirklichkeit in Frage stellt. Das moderne Regime der Kunst zeichne sich gerade durch ein „dissensuell Sinnliches“ (Rancière 2008a, S. 14) aus. Kunst ist dann politisch, wenn sie die bestehende Ordnung des Konsenses erschüttert und Selbstverständlichkeiten der Wahrnehmung und des Denkens in Frage stellt. Der Dissens kann zu einer neuen Aufteilung des Sinnlichen führen, weil der Bereich des Sichtbaren und Sagbaren erweitert wird. Soziale Normen, Konstruktionen und Gewohnheiten, die die Wahrnehmung und Rahmung der gemeinsamen Welt bestimmen, werden transformiert. Im Dissens zum Bestehenden wird eine neue Ordnung sichtbar, die neue Formen der Subjektivierung möglich macht. So können Personen, die bisher in der öffentlichen Diskussion nicht zugelassen oder gehört wurden, in einer neuen Aufteilung des Sinnlichen zu Wort kommen. Kunst kann Gleichheit schaffen.

Rancière geht vom Prinzip aktiver Gleichheit aus, wie Todd May (2008) feststellt. Die Benachteiligten fordern ihre Gleichheit ein, indem sie eine bestehende „polizeiliche Ordnung“ in Frage stellen. Wenn dies durch Kunst erfolgt, ist diese politisch. Neue Formen der Wahrnehmung und der Konstruktion sozialer Wirklichkeit können dazu führen, dass das eigene ‚In-der-Welt-sein‘ problematisiert und anders betrachtet wird. Eine politische Subjektivierung liegt dann vor, wenn versucht wird, zu intervenieren und sich zu verändern.

Rancière fordert, dass das Publikum den Künstler*innen oder Kurator*innen gegenüber als gleichberechtigt anerkannt wird.¹¹ „Die intellektuelle Emanzipation ist die Verifizierung der Gleichheit der Intelligenzen“ (Rancière 2008b, S. 20). So fordert er eine*n emanzipierte*n Betrachter*in ein, die nicht nur wahrnimmt, sondern auch handelt, weil sie interpretiert, vergleicht und Verknüpfungen herstellt. „Wir müssen das Wissen anerkennen, das in Unwissenden am Werk ist und die Aktivität, die dem Zuschauer eigen ist. Jeder Zuschauer ist bereits Akteur seiner Geschichte, jeder Schauspieler, jeder Mann der Tat ist der Zuschauer derselben Geschichte“ (Rancière 2008b, S. 28). Rancière geht also davon aus, dass Betrachter*innen Kunstwerke aktiv und produktiv vor dem Hintergrund ihrer eigenen Lebensgeschichte interpretieren.¹² Die Gemeinschaft, die sich ein Kunstwerk im ästhetischen Regime aneignet, wird, wie Davis (2014, S. 232) festhält, daher eine „dissensuelle Gemeinschaft“ sein, da die Werke neu und unterschiedlich interpretiert werden können.

„Es bedarf der Zuschauer, die die Rolle aktiver Interpreten spielen, die ihre eigene Übersetzung ausarbeiten, um sich die ‚Geschichte‘ anzueignen und daraus ihre eigene Geschichte zu machen. Eine emanzipierte Gemeinschaft ist eine Gemeinschaft von Erzählern und Übersetzern.“ (Rancière 2008b, S. 33)

Diese kurze Darstellung von Rancières Analyse des Zusammenhangs von Kunst und demokratischer Politik macht deutlich, dass sein Ansatz geeigneter als der von Bourriaud ist, um die Bedeutung und Funktion performativer Sozialwissenschaft in der Gegenwart zu reflektieren und politisch zu kontextualisieren. In der performativen Sozialwissenschaft wird das von Rancière eingeforderte Prinzip der Gleichheit verwirklicht, weil gerade die gesellschaftlich Ausgeschlossenen und Stigmatisierten, die sich an den Rändern aufhaltenden Gruppen, die Benachteiligten und Unterdrückten in Performances ihre Wirklichkeiten darstellen können. In Autoethnographien wird auf unterschiedliche Weise gegen die Kontrollgesellschaft nach 9/11, gegen die autoritären Strukturen des Neoliberalismus, gegen rassistische oder se-

11 Zum Verhältnis von Gleichheit und qualitativer Forschung vgl. Winter (2017b).

12 Für eine ähnliche Konzeption des Zuschauers*Zuschauerin von Film und Fernsehen vgl. Winter (2010).

xuelle Diskriminierung Einspruch erhoben und so ein Dissens erzielt. Es sind im Sinne von Conquergood (2013) Performances als kulturelle Kämpfe, in denen die bestehende Aufteilung des Sinnlichen erschüttert wird und aktiv Gleichheit in Anspruch genommen wird.

Verfremdung und Transzendenz

An letzter Stelle möchte ich zur Vertiefung des Zusammenhangs von Ästhetik und Politik auf die Konzeption von Ästhetik bei Herbert Marcuse eingehen, der wie Rancière Gesellschaftskritik und Utopie eng miteinander verknüpft. Zentral für Marcuses Kunstverständnis ist der vom russischen Formalismus übernommene Begriff der Verfremdung, der habitualisierte Wahrnehmungs- und Interpretationsweisen aufbrechen sowie überwinden soll. In der Folge soll die Welt auf eine neue Weise gesehen und erlebt werden, die vorher verstellt war. „Der künstlerische Prozess ist die ‚Befreiung des Gegenstandes vom Automatismus der Wahrnehmung‘, der das, was Gegenstände sind und sein können, verzerrt und einschränkt“ (Marcuse 2000, S. 77). Dadurch, dass die Grenzen des *common sense* deutlich werden, kommt es zu einer ästhetischen Sensibilisierung, die durch Phantasie und Anamnese eine andere als die bestehende, von instrumenteller Vernunft, technologischer Rationalität und Kontrolle geprägte Welt imaginativ vorstellbar macht (Reitz 2000). Deshalb ist die ästhetische Dimension für Marcuse potentiell politisch (Leonard 2022). In seinem letzten Text zur Kunst hebt er hervor, wie zentral die ästhetische Form für das politische Potential der Kunst ist, nämlich „als Qualität der ästhetischen Form, die den gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüber weitgehend autonom ist. Die Kunst protestiert gegen diese Verhältnisse, indem sie sie transzendiert. In dieser Transzendenz bricht sie mit dem herrschenden Bewusstsein, revolutioniert sie die Erfahrung“ (Marcuse 1977, S. 7).

Wie Rancière stellt Marcuse die politische Dimension von Kunst heraus. Auch sein Ansatz macht deutlich, wie wichtig die ästhetische Dimension der performativen Sozialwissenschaft ist. Sie soll nicht Sozialtherapie wie die relationale Ästhetik sein, sondern Widerstand und Dissens zum Bestehenden artikulieren. So schreibt Norman Denzin (2018, S. 28):

„(...) a radical performative discourse revolves around specific acts of resistance and activism, performances where persons pit their bodies on the line, staged reenactments which incite resistance. These acts are public interventions. That is performance is used subversively, as a strategy for awakening critical consciousness and moving persons to take human, democratic actions in the face of injustice, efforts that serve social justice.“

4 Schlussbetrachtung

Günter Mey (2023) hat in seinem Beitrag gezeigt, dass die performative Sozialwissenschaft ein Plädoyer für ein anderes Wissenschaftsverständnis darstellt. Dieser wichtigen Feststellung bin ich gefolgt und habe zunächst Unterschiede zur rekonstruktiven Sozialwissenschaft herausgearbeitet, indem ich Diltheys Begriff des Erlebnisses als Ausgangspunkt der performativen Sozialwissenschaft bestimmt habe. Dann habe ich mich hauptsächlich auf paradigmatische Studien von Conquergood, der eng an Turner anknüpft, und Denzin gestützt, um die Merkmale dieser Forschungsrichtung genauer bestimmen zu können. Vor allem die Relevanz der ästhetischen Dimension habe ich aufgezeigt, mit der ethische und politische Interventionen verbunden sind. Im Anschluss an Jones habe ich die relationale Ästhetik diskutiert, die aber meiner Ansicht nach für ein tieferes Verständnis der performativen Sozialwissen-

schaft und ihrer politischen Perspektive nicht geeignet ist. Jacques Rancières Überlegungen zum Verhältnis von Ästhetik und demokratischer Politik sowie die von Herbert Marcuse zur Kunst ermöglichen jedoch, die politische Bedeutung der performativen Sozialwissenschaft und ihrer Ästhetik in der Gegenwart besser zu verstehen und ihre gesellschaftliche Relevanz deutlich zu machen.

Die performative Sozialwissenschaft soll die bestehenden und etablierten Formen von Sozialwissenschaft nicht ersetzen, sondern ergänzen. Sie soll den Erlebnissen von Subjekten eine wissenschaftliche Bühne verschaffen. Sie soll ein größeres Publikum erreichen, den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft vertiefen, gesellschaftliche Pathologien kritisieren und durch das Artikulieren von Möglichkeiten, kulturellen und sozialen Wandel herbeiführen. Wie Mary und Ken Gergen (2012, S. 54) schreiben: „It is science with an artistic face, art with a scientific flavor“. Angesichts von Krieg, militärischer Aufrüstung, wachsender sozialer Ungleichheit und Armut sollte auch im deutschen Sprachraum ein Ansatz wie die performative Sozialwissenschaft willkommen sein, der das Leiden in und an der Gesellschaft zur Aufführung bringt und die Hoffnung auf Besserung nicht aufgegeben hat.

Literatur

- Alexander, B.K. (2005): *Performance Ethnography: The Reenacting and Inciting of Culture*. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 3. Auflage Thousand Oaks, S. 411–442.
- Bakhtin, M. (1986) *Speech Genres*. Austin.
- Bergmann, J. (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Bonss, W./Hartmann, H. (Hrsg.): *Entzauberte Wissenschaft – Zur Realität und Geltung soziologischer Forschung*. Göttingen, S. 299–320.
- Bishop, C. (2004): Antagonism and Relational Aesthetics. In: *October*, H. 110, S. 51–79. <https://doi.org/10.1162/0162287042379810>
- Bourriaud, N. (2002): *Relational Aesthetics*. Dijon.
- Clifford, J. (1988): *The Predicament of Culture*. Cambridge. <https://doi.org/10.4159/9780674503724>
- Clifford, J./Marcus, G. (Hrsg.) (1986): *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley. <https://doi.org/10.1525/9780520946286>
- Conquergood, D. (2002): Performance studies. Interventions and radical research. In: *The Drama Review*, Jg. 46, H. 1, S. 145–156. <https://doi.org/10.1162/105420402320980550>
- Conquergood, D. (2006) [1991]: Rethinking Ethnography: Towards a Critical Cultural Politics. in: Madison Soyini, D./Hamera, J. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Performance Studies*. Thousand Oaks, S. 351–366. <https://doi.org/10.4135/9781412976145.n20>
- Conquergood, D. (2013): *Cultural Struggles. Performance, Ethnography, Praxis*. Ann Arbor. <https://doi.org/10.3998/mpub.4845471>
- Davis, O. (2014): Jacques Rancière. Wien.
- De Certeau, M. (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin.
- Denzin, N.K. (2003): *Performance Ethnography. Critical Pedagogy and the Politics of Culture*. Thousand Oaks. <https://doi.org/10.4135/9781412985390>
- Denzin, N.K. (2006): The Politics and Ethics of Performance Ethnography. In: Madison Soyini, D./Hamera, J. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Performance Studies*. Thousand Oaks, S. 325–337.
- Denzin, N.K. (2010): *The Qualitative Manifesto. A Call to Arms*. Walnut Creek.
- Denzin, N.K. (2018): *Performance Autoethnography. Critical Pedagogy and the Politics of Culture*. London/New York. <https://doi.org/10.4324/9781315159270>
- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (2005a): Introduction: The Discipline and Practice of Qualitative Research. In: Denzin, N. K./Lincoln, Y. S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 3. Auflage Thousand Oaks, S. 1–32.

- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (2005b): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 3. Auflage Thousand Oaks.
- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (2018a): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 5. Auflage Thousand Oaks.
- Denzin, N.K./Lincoln Y.S. (2018b): Introduction: The Discipline and Practice vof Qualitative Research. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 5. Auflage Thousand Oaks, S. 1–26.
- Denzin, N.K./Salvo, J. (Hrsg.) (2020): *Performance as Resistance*. Gorham.
- Dilthey, W. (1970) [1910]: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Frankfurt a.M.
- Dilthey, W. (1978): *Die geistige Welt*. In: G. Misch (Hrsg.): *Gesammelte Schriften Band VI*. Stuttgart.
- Dilthey, W. (1982): *Grundlegung der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und der Geschichte*. In: Jobach, H./Rodi, F. (Hrsg.): *Gesammelte Schriften Band XIX*. Stuttgart.
- Fabian, J. (1983): *Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*. New York.
- Finley, S. (2018): *Critical Arts-Based Inquiry: Performances of Resistance Politics*. In: Denzin, N. K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 5. Auflage Thousand Oaks, S. 561–576.
- Freire, P. (1998): *Pedagogy of Freedom: Ethics, Democracy, and Civic Courage*. Boulder.
- Geertz, C. (1988): *Works and Lives: The Anthropologist as Author*. Palo Alto.
- Gergen, M./Gergen, K. (2012): *Playing with Purpose. Adventures in Performative Social Science*. Walnut Creek.
- Giroux, H.A. (2000): *Impure Acts. The Practical Politics of Cultural Studies*. New York.
- Goffman, E. (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a.M.
- Holfelder, U./Schönberger, K. (2018): *Ethnografisches und künstlerisches Forschen – von der Ko-operation zur Ko-Produktion*. In: Holfelder, U./Schönberger, K./Hengartner, T./Schenker, C. (Hrsg.): *Kunst und Ethnografie – zwischen Ko-operation und Ko-Produktion? Anziehung, Abstoßung, Verwicklung: Epistemische und methodologische Perspektiven*. Zürich, S. 7–20.
- Hudelist, A. (2020): *Im Gefüge der Kunst. Affektive Performativität als kreative Praktik*. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839453254>
- Jackson, M. (1989): *Paths Toward a Clearing. Radical Empiricism and Ethnographic Inquiry*. Bloomington.
- Johnson, C.W./Parry, D.C. (Hrsg.) (2015): *Fostering Social Justice through Qualitative Inquiry*. Walnut Creek. <https://doi.org/10.4324/9781315428253>
- Johnson, E.P. (2013): Introduction: „Opening and Interpreting Lives“. In: Conquergood, D. (Hrsg.): *Cultural Struggles. Performance, Ethnography, Praxis*. Ann Arbor, S. 1–14.
- Jones, K. (2017): *Performative Social Science*. In: Matthes, J. (Hrsg.): *International Encyclopedia of Communication Research Methods*. Hoboken. <https://doi.org/10.1002/9781118901731.iecrm0183>
- Jung, M. (1996): *Dilthey*. Hamburg.
- Kincheloe, J.L./McLaren, P. (2005): *Rethinking Critical Theory and Qualitative Research*. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 3. Auflage Thousand Oaks, S. 303–342.
- Lash, S. (2018): *Experience. New Foundations for the Human Sciences*. Cambridge.
- Leonard, C. (2022): *Uncommon Sense. Aesthetics after Marcuse*. Cambridge. <https://doi.org/10.7551/mitpress/14590.001.0001>
- Madison Soyini, D. (2005): *Critical Ethnography. Method, Ethics, and Performance*. Thousand Oaks. <https://doi.org/10.4135/9781452233826>
- Madison Soyini, D./Hamera, J. (Hrsg.) (2006): *The Sage Handbook of Performance Studies*. Thousand Oaks. <https://doi.org/10.4135/9781412976145>
- Makkreel, R.A. (1991): *Dilthey. Philosoph der Geisteswissenschaften*. Frankfurt a.M.
- Marcuse, H. (1977): *Die Permanenz der Kunst. Wider eine bestimmte marxistische Ästhetik*. München/Wien.
- Marcuse, H. (2000) [1967]: *Kunst in der eindimensionalen Gesellschaft*. In: Marcuse, H. (Hrsg.): *Nachgelassene Schriften Band 2: Kunst und Befreiung*. Lüneburg, S. 71–86. <https://doi.org/10.28937/978-3-86674-887-3>

- May, T. (2008): *The Political Thought of Jacques Rancière. Creating Equality*. Edinburgh. <https://doi.org/10.3366/edinburgh/9780748635320.001.0001>
- Mey, G. (2020a): Performative Sozialwissenschaft. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*. Band 2: Designs und Verfahren. 2. Auflage Wiesbaden, S. 201–225. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_29
- Mey, G. (Hrsg.) (2020b): Performative Sozialwissenschaft. In: *Journal für Psychologie*, 28. Jg., H. 1, S. 3–155. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1-3>
- Mey, G. (2023): Wissenschaft und Kunst im Dialog? Zum Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 24. J., H. 1, S. 73–89.
- McLaren, P. (2005): *Rage & Hope. Interviews with Peter McLaren on War, Imperialism, and Critical Pedagogy*. New York.
- Rancière, J. (2007): *Das Unbehagen in der Ästhetik*. Wien.
- Rancière, J. (2008a): *Ist Kunst widerständig?* Berlin.
- Rancière, J. (2008b): *Der emanzipierte Zuschauer*. Wien.
- Reitz, C. (2000): *Art, Alienation, and the Humanities. A Critical Engagement with Herbert Marcuse*. Albany.
- Rosaldo, R. (1989): *Culture and Truth: The Remaking of Social Analysis*. Boston.
- Soeffner, H.-G. (1999): Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schroer, N. (Hrsg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz, S. 39–50.
- Spry, T. (2018): Autoethnography and the Other: Performative Embodiment and a Bid for Utopia. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 5. Auflage Thousand Oaks, S. 627–649.
- Trinh, T.M. (1989): *Woman, Native, Other. Writing, Postcoloniality and Feminism*. Bloomington.
- Turner, V.W. (1985): *On the Edge of the Bush. Anthropology as Experience*. Tucson.
- Turner, V.W. (1986): Dewey, Dilthey, and Drama: An Essay in the Anthropology of Experience. In: Turner, V.W./Bruner, E.M. (Hrsg.): *The Anthropology of Experience*. Mit einem Nachwort von Clifford Geertz. Urbana/Chicago, S. 33–44.
- Waldenfels, B. (2000): *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M.
- Winter, R. (2010): *Der produktive Zuschauer. Medienaneignung als kultureller und ästhetischer Prozess*. 2. Auflage Köln.
- Winter, R. (2014): Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen*. Wiesbaden, S. 117–132. https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_7
- Winter, R. (2017a): *Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht*. 2. Auflage Weilerswist.
- Winter, R. (2017b): The idea of equality and qualitative inquiry. In: *Qualitative Inquiry*, 23 Jg., H. 1, S. 34–45. <https://doi.org/10.1177/1077800416657105>
- Winter, R./Niederer, E. (Hrsg.) (2008): *Ethnographie, Kino und Interpretation – die performative Wende der Sozialwissenschaften*. Der Norman K. Denzin-Reader. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839409039>

Performative Sozialforschung als Sinnes-Arrangement

Katharina Miko-Schefzig

Zusammenfassung: Der Artikel konzeptualisiert „Sinnes-Arrangements“ als zentrale Kategorie performativer Sozialwissenschaft. Dabei wird argumentiert, dass es in der performativen Datenproduktion, -analyse und -darstellung ein zentrales Anliegen ist, die logozentrische Wissenschaftspraxis um vielfältige Sinne zu erweitern. Diese Perspektive immunisiert auch gegen das Argument, dass die performative Wissenschaft weder den Standards der Künste noch der Wissenschaft entspricht. In einem weiteren Schritt wird der Frage nachgegangen, inwieweit es einer Institutionalisierung auf dem Wege der universitären Lehre bedarf. Dazu wird das Beispiel einer Lehrveranstaltung zum sozialwissenschaftlichen Film herangezogen.

Schlagwörter: Sinnes-Arrangement, Performativität, sozialwissenschaftlicher Film, performative Sozialwissenschaft, Butler

Performative research as Sense Arrangements

Abstract: The article conceptualises „sense arrangements“ as a central category of performative social science. In doing so, it argues that a central concern in performative data production, analysis and representation is to extend logocentric scientific practice to include multiple senses. This perspective also immunises against the argument that performative science does not meet the standards of either the arts or science. In a further step, the question is explored to what extent institutionalisation is required by university-level. For this purpose, the example of a course on social science film is used.

Keywords: Sense-arrangements, performativity, social science film, performative research, Butler

1 Einleitung: Eine Kartografie der performativen Sozialforschung

Als ich zur Debatte und zur Antwort auf Günter Meys (2023) Aufschlag über performative Sozialwissenschaft eingeladen wurde, fiel mir als erstes eine Geschichte aus der Frühzeit meiner Beschäftigung mit dem sozialwissenschaftlichen Film ein (Miko 2013; Miko-Schefzig 2022), welche die Basis meiner Auseinandersetzung mit der Verfilmung soziologischer Analyse darstellt. Dabei gab es am Institut für Soziologie der Universität Wien mit Eva Flicker bereits eine etablierte Film- und Mediensoziologie (Flicker 1998) und eine Reihe von Wissenschaftler:innen (etwa Kolb 2008) beschäftigte sich mit dem, was man später visuelle Soziologie nennen sollte. Roswitha Breckner kam dann ebenfalls an das Institut für Soziologie und setzte mit der Bildanalyse (Breckner 2012) gemeinsam mit Eva Flicker ab 2006 einen

ganzen Schwerpunkt des Instituts. Ich selbst begann um 2007 eine Lehrveranstaltung anzubieten, die Ethnografie zunächst als Basis mit der Möglichkeit der Verwendung von Film zum Inhalt hatte, die in der Methodenlehre verortet war und die sich zuletzt zu einer Lehrveranstaltung gezielt über den sozialwissenschaftlichen Film innerhalb der visuellen Soziologie entwickelte. Zusammenfassend gab es am Institut für Soziologie ein ideales Labor, um sich mit der Rolle von Film in der Soziologie zu beschäftigen.

In dieser Frühzeit meiner Beschäftigung mit soziologischer Filmproduktion wurde ich in anderen Kontexten immer wieder gefragt, ob es eigentlich zusammengehe, „Soziologin zu sein“ und „Filme zu machen“. Abseits der Irritation, die eine solche Frage auslöst, ist es gewinnbringend, sich analytisch mit ihren Implikationen zu beschäftigen. Die Frage drückt aus, dass ein spezifischer wissenschaftlicher *Ausdruck*, in meinem Falle der Film, nicht in die Grenzen des Faches passt. Diese Frage ernst zu nehmen und sie analytisch zu betrachten, um sie mit Fragen der performativen Sozialwissenschaft zu verbinden, ist der Bogen, den dieser Artikel zu spannen versucht.

Ich selbst habe mich bei der Beschäftigung mit Film in der Soziologie und für die Soziologie vornehmlich in der qualitativen Methodenlehre verortet. Dabei gab es zwei Referenzpunkte: Wissenssoziologie und hermeneutische Analyse auf der einen Seite und Ethnografie auf der anderen. Die Verortung in der Ethnografie ist folgelogisch, da der ethnografische Film eine bereits hundertjährige Geschichte (Flaherty 1922) und die Kultur- und Sozialanthropologie eine ungefähr ebenso lange wissenschaftliche Debatte dazu hinter sich hatte. Dieser Tatsache geschuldet waren dann auch die Texte für die Literaturliste der Seminare: Zunächst nahm ich Anleihen bei anthropologischen Texten, die viele Debatten, die später die Soziologie erreichen sollten, bereits ab den 1970er Jahren beinhalteten, etwa Film und Krise der Repräsentation (MacDougall 1995), was Mey (2023) nun als einen wesentlichen Punkt für die performative Sozialforschung markiert. Bei der Konzeptualisierung, wie denn ein Bild soziologisch zu begreifen sei, waren Anleihen in der (hermeneutischen) visuellen Wissenssoziologie zu nehmen, allen voran die Seh- und Schnitttechniken (Soeffner/Raab 2004). In den letzten fünf Jahren gab es wiederum eine Ausdifferenzierung in den Sozialwissenschaften, die teilweise von überraschender Seite kam, etwa von der Organisationsforschung mit einer regen sozialwissenschaftlichen Filmproduktion (Linstead 2018; Taggart 2016).

Für meine Arbeit wurde die performative Sozialforschung erst spät, in den Debatten im deutschsprachigen Kontext rund um Günter Mey zum Referenzpunkt (Mey 2018; Miko-Schefzig 2020). Dies ist vielleicht insofern überraschend, als ich bei der von mir weiterentwickelten Vignettenmethode (Miko-Schefzig 2022) ganz explizit auf Theorien des Performativen zurückgreife. Bei der Vignettenmethode geht es mir aber um die Anwendung eines ganz konkreten Performativitätsbegriffs (Butler 1990, 1993) auf die methodische Praxis (Miko-Schefzig 2022). In der von Mey eingeschlagenen Tradition ist das *Performative* dem *Performance*-Begriff im künstlerischen Sinne ähnlich. Auch können in der von Norman Denzin und seinem Team jährlich veranstalteten Tagung ICQI¹ überraschende Panels gefunden werden, etwa „Sing your results“ oder „Dance the theory“. Was (nur beim oder ab dem ersten Besuch, je nach Position) irritiert, ist in der Tradition dieses Verständnisses von Performanz (Denzin 2001) folgelogisch. Es wird m.E. weiter zu klären sein, worum es sich eigentlich handelt, wenn solche Ausdrucksformen wissenschaftlich genutzt werden, daher sei es jeder oder jedem angeraten, diese Tagung zumindest einmal zu besuchen. Trifft man Kolleg:innen aus dem deutschsprachigen Raum, raunt man sich gegenseitig zu, dass dies „bei uns“ niemals möglich sei. Darauf verweist Mey (2023, S. 83f.) ebenfalls, wenn er anmerkt,

„[o]b und inwieweit sich auch in der deutschsprachigen Landschaft, in der qualitative Forschungen z.T. anderen Forschungskonventionen, Rahmenbedingungen und Epistemologien folgen (dazu

1 <https://icqi.org/>

Performativität und epistemologischer Bruch. Zum ambivalenten Verhältnis von Sozialforschung und performativen Sozialwissenschaften

Rainer Diaz-Bone & Guy Schwegler

Zusammenfassung: Der Beitrag untersucht einige grundlegende wissenschaftstheoretische sowie methodologische Konsequenzen, die sich aus dem Verhältnis von Sozialforschung und dem Ansatz der so genannten performativen Sozialwissenschaften ergeben. Ausgangspunkt für diese Ausführungen und auch deren Abschluss markiert die historische Epistemologie von Gaston Bachelard. Bachelard hat Gemeinsamkeiten von und Unterschiede zwischen Literatur und Wissenschaft analysiert. Im Zentrum stehen die Fragen nach der spezifischen Kreativität der Wissenschaften, die er mit dem Konzept des epistemologischen Bruchs ermöglicht sieht. Bachelards Epistemologie kann als die wissenschaftstheoretische Position des (Neo)Strukturalismus aufgefasst werden kann. Der Beitrag bezieht sich aber auch auf den (Neo)Pragmatismus, der wiederum eine andere Problematisierung der performativen Sozialwissenschaft zulässt. Die Kombination dieser beiden Megaparadigmen bietet sich an, da beide gerade auch mit ihren Methodologien in der qualitativen Sozialforschung einflussreich sind. Letztendlich geht es so um die Fragen nach einer unabhängigen Erkenntnispraxis der Wissenschaften einerseits und den Konsequenzen aus ihrer gesellschaftlichen Involviertheit andererseits.

Schlagwörter: Bachelard, epistemologisches Hindernis, Literatur, Phänomenotechnik, (Neo)Strukturalismus, (Neo)Pragmatismus

Performativity and epistemological break. On the ambivalent relationship between social research and performative social sciences

Abstract: The article examines some fundamental consequences of the philosophy of science as well as of methodology, which result from the relationship between social research and the approach of the so-called performative social sciences. Starting point for these remarks and also their conclusion is the historical epistemology of Gaston Bachelard. Bachelard analyzed similarities of and differences between literature and science. At the center are questions about the specific creativity of the sciences, which he conceptualizes through an epistemological break. Bachelard's philosophy of science can be understood as the epistemological position of (neo)structuralism. However, the article also refers to (neo)pragmatism, which in turn allows for a different problematization of performative social science. The combination of these two mega-paradigms is presented as both are influential in qualitative social research, especially with their methodologies. Ultimately, the article highlights questions of an independent cognitive practice of science on the one hand and the consequences of its social involvement on the other hand.

Keywords: Bachelard, epistemological obstacle, literature, phenomenotechnique, (neo) structuralism, (neo)pragmatism

„Man kann nur das erforschen, wovon man vorher geträumt hat. Die Wissenschaft entwickelt sich viel eher auf der Grundlage einer Träumerei als auf der Grundlage eines Experimentes, und es bedarf sehr vieler Experimente, um die Nebel eines Traums aufzulösen.“ (Bachelard 1985, S. 31)

1 Einleitung

Mit dem Begriff „performative Sozialwissenschaften“ werden verschiedene Positionen und Ansätze bezeichnet, die sozialwissenschaftliche Inhalte oder sozialwissenschaftliche Forschungspraktiken mit künstlerischen Formen der Aufführung, der Präsentation oder allgemeiner mit Formen von Kunst und kollektiver Kunsterfahrung zu verbinden versuchen (Winter/Niederer 2008; Winter 2023; Denzin 2022; Mey 2020, 2023). Oftmals geht mit dieser Verbindung auch eine Partizipation von nicht-wissenschaftlichen Akteursgruppen (Kunstproduzierenden und anderen) und eine sozialkritische Intervention einher (Denzin/Giardina 2009; Gergen/Gergen 2012). Mit dem Stichwort „Performativität“ wird daher das Hineinwirken von Kunst in Wissenschaft verbunden, um anzufragen, welche Steigerungen der Vermittlung und Erfahrung von Wissenschaft durch künstlerisch-ästhetische Praxisformen möglich werden. Dies ist die übliche Ausweisung der „performativen Sozialforschung“ und die mit dem Kontext verknüpfte Theoretisierung.

Mit der Perspektive der Performativität kann allerdings auch die wechselseitigen Beziehungen zwischen Sozialforschung und künstlerischen Praxisformen konzeptuell gefasst werden, um dann nach den Konsequenzen der beiden Beziehungsrichtungen zu fragen.¹ Die Konsequenzen sind vielfältig: Sie betreffen einmal das Verständnis der Differenzierung von Sozialforschung und Kunst und damit die Frage der Begründung von Wissenschaftlichkeit selbst sowie das Selbstverständnis der sozialen Rolle von Sozialforschenden.² Weiter wird die Frage virulent, was sich aus der Performativitätsperspektive an Folgerungen für bzw. an Beurteilungsmöglichkeiten von ästhetischen Formen in der Sozialforschung ergibt. Denn künstlerische Produkte und die Kunstwelten sind nicht nur Untersuchungsgegenstand. Vielmehr bedient sich die Sozialforschung ihrerseits künstlerischer Formen, vergleicht sich kritisch hinsichtlich Innovation und „Einbildungskraft“ oder reflektiert die Sozialforschung auch über ihre epistemischen Werte als ästhetische Formen (Diaz-Bone/Horvath 2020).

Ergänzend zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst findet sich die Charakterisierung der performativen Sozialwissenschaft anhand von transwissenschaftlichen Kriterien wie der Partizipation und der Emanzipation von nichtwissenschaftlichen Akteursgruppen (Schreier 2017; Denzin 2022). Im Zentrum des Ansatzes steht dabei nicht nur eine engagierte und aktivistische Perspektive auf die Beeinflussung von Gesellschaft, sondern eine insgesamt wissenschaftskritische Perspektive auf das Verhältnis von Sozialforschung und Gesellschaft (Gergen 2015). Die Eigengesetzlichkeit der Sozialforschung, ihr Anspruch auf epistemologische sowie methodologische Vorrangstellung und ihre spezifische, weil bewusst eingerich-

1 Dieser Artikel knüpft an Beiträge zur Performativität sowie zur historischen Epistemologie als Grundlage der Foucaultschen Diskursanalyse an (Diaz-Bone 2007, 2011a, 2017, 2022; Diaz-Bone/Schwegler 2021). Anders als in den vorangehenden Beiträgen ist der Bezug hier aber der Artikel von Mey (2023) und die Frage einer wissenschaftstheoretischen Fundierung von performativer Sozialforschung.

2 Siehe für die Differenzierung verschiedener Rollenmodelle für die Sozialforschenden die Debatte um die sogenannte „public sociology“ bei Michael Burawoy (2005).

Instant Messaging meets Diary Studies: Employing WhatsApp in Audio Diary Research with Female Journalists in Burkina Faso

Viviane Schönbächler

Abstract: This paper discusses the challenges and opportunities of using instant messaging (IM) technologies for diary studies. The discussion shows that IM as well as diary methods are both highly adaptable and flexible tools for qualitative data collection. In combination, they allow for innovative designs that might overcome limitations of more widely used data collection methods. The paper presents in detail and reflects upon a mixed online and offline design of an audio diary method with ‘hard-to-reach’ research participants in Burkina Faso. It ends with discussing further methodological and ethical aspects such as reach, temporalities, media formats, conversation styles, confidentiality/anonymity, technical aspects, as well as interaction and power sharing between the researcher and participants in order to spark methodological reflections when designing an IM diary study.

Keywords: online data collection, diary studies, qualitative research, instant messaging (IM), journalism

Tagebuchverfahren per Instant Messaging: WhatsApp-Forschung mit Journalistinnen in Burkina Faso

Zusammenfassung: In diesem Beitrag werden die Herausforderungen und Möglichkeiten von Instant-Messaging-Technologien (IM) für Tagebuchstudien diskutiert. Die Diskussion zeigt, dass sowohl IM als auch Tagebuchmethoden sehr anpassungsfähige und flexible Werkzeuge für die qualitative Forschung sind. In Kombination ermöglichen sie innovative Designs, die die Einschränkungen traditioneller Datenerhebungsmethoden überwinden können. Anhand eines konkreten Beispiels in Burkina Faso wird die Anwendung einer Audio-Tagebuch-Methode detailliert und kritisch reflektiert. Daraufhin werden weitere Aspekte wie Reichweite, Zeitlichkeit, Medienformate, Konversationsstile, Anonymität/Vertraulichkeit, technische Überlegungen, sowie Machtverteilung und Interaktionen zwischen Forscher:innen und Teilnehmenden diskutiert, um methodologische Überlegungen beim Design einer IM-Tagebuchstudie anzuregen.

Schlüsselwörter: Online-Datenerhebung, Tagebuchstudien, qualitative Forschung, Instant Messaging (IM), Journalismus

1 Introduction

The Covid-19 pandemic raised new challenges to field-based research around the globe. Online tools replaced, at least temporarily, face-to-face data collection instruments. However, online methods and remote tools for data collections are not new and have already been used prior to the outbreak of the pandemic in various fields and under different circumstances. The use of WhatsApp and other digital technologies for data collection is still novel¹ and needs more systematic and transparent discussion (Herron et al. 2019; Manji et al. 2021). This paper wants to contribute to systematising literature on instant messaging (IM) as tools for data collection in qualitative research, illustrated by a concrete experience that employs IM in an audio diary method under conditions of rising insecurity and the Covid-19 pandemic in Burkina Faso.

The paper provides an overview of current literature on qualitative diary studies and embeds the literature on digital data collection in this broader debate. In this sense, the paper examines how a relatively old method, the diary method², used through comparatively new technologies, such as IM through smartphones, poses challenges and offers opportunities for qualitative research when access to the field is constrained.

The paper draws from the experience of integrating IM as part of the methodology to study how female journalists in proximity radio stations³ contribute to conflict transformation processes in Burkina Faso. The approach presented is relevant for current discussions in several ways: firstly, the approach was developed in consequence of the drastic deteriorations in the security situation that impeded access to most of the radio stations in the sample adding onto the challenges regarding health risks and travel restrictions posed by the Covid-19 pandemic; secondly, the research participants reside in ‘hard-to-reach’⁴ areas and enjoy only limited mobility due to security concerns, Covid-19 constraints, but also due to family care responsibilities; thirdly, the area under study provides restricted information and communication technology (ICT) infrastructures as it is located outside the capital city where internet connection and even mobile phone coverage are unreliable. Thus, this paper contributes to closing the literature gap on mobile IM tools used in qualitative data collection with ‘hard-to-reach’ participants (Herron et al. 2019, P. 1006; Twis et al. 2020, P. 41) and under challenging infrastructural, social, health and security-related conditions.

The underlying assumption of the paper presumes that technologies are not neutral but influence the data collection process as well as the data itself. In its final chapter, the paper calls for a methodologically driven reflection when designing and conducting diary studies using IM technologies. Through reviewing relevant literature, eight overarching themes are proposed to guide such methodological reflection, namely reach, temporalities, empowering participants, multimedia, conversation style, involvement of the researcher, anonymity and confidentiality, as well as technical and infrastructural implications.

1 In between submission and publication of the present article, new research on WhatsApp use for qualitative research has been published. See for instance Humphries et al. (2022), Mavhandu-Mudzusi et al. (2022) and Mwanda (2022).

2 Diaries have been used as research methods since the 1930s, but social scientists have been using them increasingly only for the past 40 years (Kunz 2018, P. 69).

3 Based on the French *radio de proximité* that refers to a geographical, cultural or socio-professional closeness to its audience (Ba 2003, §2).

4 The term ‘hard-to-reach’ is used with single quotation mark to highlight the complicated use of the term. As Douedari et al. (2021) argue. “The very categories of ‘lack of access’ and ‘hard-to-reach’ have arisen from the domination of the ‘foreign gaze’ in humanitarian studies” (P. 1)

„Von unserer Sexualität geben wir nichts preis“. Kollektive Erfahrungen und Umgangsweisen mit Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit

Maximilian Schäfer, Marlene Kowalski & Alexandra Retkowski

Zusammenfassung: In dem Beitrag werden ausgewählte Ergebnisse der BMBF-geförderten Studie „Kollektive Orientierungen in Bezug auf Sexualität, Nähe und Distanz (KOSeNDis)“ vorgestellt, in der aus qualitativ-rekonstruktiver Perspektive untersucht wurde, welche Erfahrungen Fachkräfte der Sozialen Arbeit in Bezug auf Sexualität in ihrem Arbeitsalltag machen und als Mitglieder eines professionellen Kollegiums kollektivieren. Sensibilisiert durch professions-, organisations- und sexualitätstheoretische Überlegungen bilden Gruppendiskussionsauszüge aus dem sozialpädagogischen Arbeitsbereich der Sexualberatung und der Heimerziehung den empirischen Gegenstand, der in Anlehnung an die Dokumentarische Methode analysiert wird. Die Rekonstruktionsbefunde zeigen, dass Sexualität im Arbeitsalltag dieser Teams bedeutsam und auch regelmäßig zum Thema wird, wobei insbesondere die Mitthematisierung der eigenen Sexualität die Fachkräfte wiederkehrend vor Herausforderungen stellt. Sexualität wird folglich als ein Thema deutlich, welches einerseits die eigenen beruflichen und persönlichen Grenzen von Fachkräften tangiert und potenziell verletzen kann sowie das andererseits gerade durch eine rationale und reflexive Auseinandersetzung wichtige professionelle Handlungsressourcen für Fachkräfte eröffnen würde.

Schlagwörter: Sexualität, sexualisierte Gewalt, Organisationen, Soziale Arbeit, Dokumentarische Methode

„We do not reveal anything of our Sexuality“. Collective Experiences and Handling of Sexuality in Professional Social Work Teams

Abstract: In this paper, results of the study «Collective Handling with Sexuality, Closeness and Distance (KOSeNDis)» funded by BMBF, that has focused on collective experiences of professionals in different social work contexts from a qualitative perspective, will be presented and discussed. Based on sensitizing concepts of professions, organizations and sexuality, group discussions with professionals from two social work contexts (sexual counselling and residential care) will be analysed in consideration of the Documentary Method. The results of the reconstructions and the comparisons suggest that sexuality is an important topic in these contexts, however the involvement of their own sexuality implies special recurring challenges for the specialists. Here, sexuality is on the one hand reconstructed as a topic that potentially affects the professional and private line drawn by the social workers and thus has the potential to harm. On the other hand, a rational and reflexive analysis of sexuality is instructive for the professionalism of social workers.

Keywords: Sexuality, Sexual Violence, Organizations, Social Work, Documentary Method

1 Einleitung

Im Zuge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt an Kindern und Jugendlichen als hoch relevanter Bereich des Kinderschutzes ist die Bedeutsamkeit professioneller Handlungskompetenz für die Intervention und Aufarbeitung von Verdachtsfällen ebenso deutlich geworden wie für die Stärkung sexueller Selbstbestimmung junger Menschen als Bestandteil der Prävention sexualisierter Gewalt (vgl. Fegert/Wolff 2015; Retkowski/Treibel/Tuider 2018; Wazlawik et al. 2018).¹ In (sozial-)pädagogischen Arbeitszusammenhängen bedeutet professionelle Handlungsfähigkeit bezogen auf Sexualität einerseits, dass Fachkräfte von ihrem „Professionswissen“ (Dewe/Otto 2018, S. 1209) geleitet Strukturen und Situationen des Machtmissbrauchs und sexualisierter Gewalt erkennen sowie Schutzbefohlenen fall- und kontextangemessene Möglichkeitsräume der Thematisierung von Sexualität und dadurch auch Gelegenheit zur Offenlegung und Beratung eröffnen (vgl. Christmann 2020). Andererseits bedeutet professionelle Handlungsfähigkeit in diesem Kontext, Nähe und Distanz „auf kunstvolle Weise zu verschränken und miteinander zu vermitteln“ (Müller 2012, S. 145), den Umgang mit Grenzen achtsam und bewusst zu gestalten sowie Eigenanteile an möglichen Sexualisierungen und Grenzverletzungen in Arbeitszusammenhängen mit zu bedenken (vgl. Kowalski 2020). Professionelle Handlungskompetenz impliziert folglich die Grundorientierung, Sexualität als konstitutiven Bestandteil der Lebenswelt von Adressat*innen sowie auch als tendenziell leicht ausblendbaren Bestandteil einer professionellen Tätigkeit bewusst anzuerkennen, denn angestrebte Dethematisierungen und Tabuisierungen von Sexualität können sexualisierte Übergriffe begünstigen sowie Schweige- und Geheimhaltungsmechanismen stützen (vgl. Helming/Mayer 2012). Insofern stellt eine sexualitätsbezogene Sprach-, Thematisierungs- und Reflexionsfähigkeit einen bedeutsamen Bestandteil eines professionellen Handlungsrepertoires für (sozial-)pädagogische Arbeitskontexte dar, etwa um die Entwicklung und Bildung von Adressat*innen angemessen begleiten, sexualisierter Gewalt präventiv entgegenwirken, Verdachtsfällen nachgehen und sexualisierten Gewaltwiderfahrnissen begegnen zu können (vgl. Kowalski/Retkowski 2017).

Vor diesem Hintergrund interessierte sich die BMBF-geförderte Studie „Kollektive Orientierungen in Bezug auf Sexualität, Nähe und Distanz (KOSeNDiS)“ empirisch für die beruflichen Erfahrungen und Umgangsweisen mit Sexualität von Fachkräften der Sozialen Arbeit. Einerseits anknüpfend an die Befunde einer biografisch-narrativen Vorstudie, die große Handlungsunsicherheiten, Rückversicherungsbedürfnisse und interprofessionelle Beratungsbedarfe in (sozial-)pädagogischen Arbeitskontexten infolge von Sexualitätsthematisierungen ermittelte (vgl. Retkowski/Hess/Hildebrand 2015; Retkowski/Hess/Grosse 2016; Hess/Retkowski/Wehrhahn 2016), andererseits informiert durch die Erkenntnisse professionstheoretischer Arbeiten, die neben der akademischen Ausbildung insbesondere den kommunikativen Austausch mit anderen Fachkräften in professionellen Organisationen als bedeutsam für die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung von Professionalität ausmachen (vgl. Klatetzki 1993; Cloos et al. 2019; Henn 2020), untersuchte die Studie mittels Gruppendiskussionen die sexualitätsbezogenen Berufserfahrungen und Umgangsweisen in Teams der Sozialen Arbeit. Aus qualitativ-rekonstruktiver Perspektive wurde dabei danach gefragt, welche Erfahrungen Fachkräfte der Sozialen Arbeit in Bezug auf Sexualität im Arbeitsalltag machen, wie sie als Mitglieder professioneller Organisationen Sexualität thematisieren und welche Umgangs-

1 Für hilfreiche Hinweise, Anregungen und Diskussionen zu unterschiedlichen Aspekten dieses Beitrags sei den Teilnehmenden der Arbeitsgruppe „Sexualität und sexuelle Bildung als Themen der Sozialen Arbeit“ auf dem Bundeskongress Soziale Arbeit in Bielefeld und der Tagung „Professionsethik nach 2010“ in Kassel sowie den unbekanntenen Gutachter*innen herzlich gedankt.

Dokumentarische Methode – Professionalisierung – Forschendes Lernen.

Das Gruppendiskussionsverfahren zur Erfassung von Orientierungen von Lehramtsstudierenden in der Diskussion

Jan-Hendrik Hinzke & Angelika Paseka

Zusammenfassung: Der Beitrag befasst sich mit der Erfassung von Orientierungen von Lehramtsstudierenden hinsichtlich eigenen Forschens im Kontext Forschenden Lernens mittels Gruppendiskussionen. Thematisiert wird dabei eine besondere Form des Gruppendiskussionsverfahrens, die ohne externe Diskussionsleitung umgesetzt wurde. Die mit der Dokumentarischen Methode generierten Interpretationsergebnisse weisen zwei typische Orientierungsrahmen aus, die in Relation zu Common Sense-Theorien der Studierenden über Schule und Forschung stehen. Diskutiert wird, was die generierten Ergebnisse zum Diskurs um die Erfassung von Professionalisierung in universitären Kontexten Forschenden Lernens beitragen können sowie welche Potenziale und Grenzen die eingesetzte besondere Form der Gruppendiskussionen mit sich führt.

Schlagwörter: Dokumentarische Methode, Gruppendiskussionsverfahren, Professions- und Lehrerbildungsforschung, Forschendes Lernen, Ungewissheit

Documentary method – professionalization – inquiry-based learning. Capturing orientations of preservice teachers by using group discussions

Abstract: The article addresses the topic of capturing the orientations of preservice teachers with regard to their own research in the context of inquiry-based learning by means of group discussions. It deals with a special form of group discussion that was implemented without an external moderator. The results generated with the documentary method show two frames of orientation that are related to the preservice teachers' common sense-theories about school and research. It will be discussed what these results can contribute to the discourse in professionalization processes in university contexts of inquiry-based learning, as well as what potentials and limitations the special form of group discussions used entails.

Keywords: documentary method, group discussions, professionalism and teacher education research, inquiry-based learning, uncertainty

1 Einleitung

Professionalisierungsprozesse in „People Processing Organizations“ (Luhmann 1978, S. 248) lassen sich Bohnsack zufolge v.a. über die Analyse des „Interaktionssystems und des konjunktiven Erfahrungsraums“ (Bohnsack 2020, S. 44), d.h. des „professionalisierte[n] Milieus“ (ebd., S. 71), erfassen. Damit ist im Falle des Lehrerberufs insbesondere jenes Milieu gemeint, das sich zwischen Lehrperson und Schüler/innen im Unterricht entwickelt. Als komplementär zu solchen Analysen können – gemäß dem berufsbiographischen Professionsansatz – Professionalisierungsprozesse, die sich potenziell bereits im Studium anbahnen, über Interviews erfasst werden (vgl. Hericks/Keller-Schneider/Bonnet 2019; Bohnsack 2020). Während mit narrativen Interviews über Erzählungen und Beschreibungen vor allem die „proponierte Performanz“ (Bohnsack 2020, S. 70) erschlossen werden kann, eröffnen videografische Aufzeichnungen von Lehrveranstaltungen einen Zugang zur „performativen Performanz“ (ebd., S. 70). Da universitäre Lehrerbildung meist über Lehr-Lern-Gruppen organisiert wird, scheint auch das *Gruppendiskussionsverfahren* geeignet, Aussagen über kollektiv verlaufende Professionalisierungsprozesse angehender Lehrpersonen zu generieren.

Professionalisierung im Lehramtsstudium wird in der Lehrerbildung auf unterschiedlichen Wegen angestrebt. Insofern sind hier Entscheidungen zu treffen und inhaltliche Fokussierungen vorzunehmen. Im Fokus dieses Beitrags steht ein Konzept, das in den letzten Jahren auch im Lehramtsstudium vermehrt umgesetzt und gefördert wird: das hochschuldidaktische Konzept des Forschenden Lernens (vgl. Mieg/Lehmann 2017; Wulf/Haberstroh/Petersen 2020). Gemäß dem Begriffsverständnis von Huber (2009, S. 11) ist Forschendes Lernen dadurch gekennzeichnet, „dass die Lernenden den Prozess eines Forschungsvorhabens, das auf die Gewinnung von auch für Dritte interessanten Erkenntnissen gerichtet ist, in seinen wesentlichen Phasen [...] (mit)gestalten, erfahren und reflektieren“. U.a. werden mit Forschendem Lernen im Lehramtsstudium die Ziele verfolgt, zum Aufbau von Reflexionskompetenz und einer forschenden Grundhaltung bzw. eines forschenden Habitus beizutragen (vgl. etwa Fichten/Meyer 2014; Weyland 2019; Mertens/Schumacher/Basten 2020) – Aspekte, die gemäß dem strukturtheoretischen Ansatz bestimmend für Professionalität im Lehrerberuf sind (vgl. Helsper 2018; Kramer/Pallesen 2019). Umgesetzt wird Forschendes Lernen in den Lehramtsstudiengängen vornehmlich integriert in Seminare „als eigenes möglichst vollständig zu durchlaufendes Forschungsprojekt (meist) einer kleinen Studierenden-gruppe“ (Huber/Reinmann 2019, S. 121).

Der Einsatz des Gruppendiskussionsverfahrens könnte helfen, das erst ansatzweise erforschte Feld Forschenden Lernens im Studium zu explorieren. Dabei bieten Gruppendiskussionen das Potenzial der „Analyse kollektiver Orientierungsdimensionen“ (Schäffer 2018, S. 101), sodass im Kontext Forschenden Lernens eine soziale Komponente von Professionalisierungsprozessen via Gruppendiskussionen in den Blick geraten könnte. Eine solche soziale Komponente erscheint insofern relevant, als Forschendes Lernen im Lehramtsstudium zumeist nicht als autonomes Individualprojekt umgesetzt wird, sondern angebunden an universitäre Seminare bzw. Forschungswerkstätten stattfindet, innerhalb derer oftmals Forschungsteams gebildet werden (vgl. etwa Basten et al. 2020; Schiefner-Rohs/Favella/Herrmann 2019). Kollektive Orientierungsdimensionen könnten dabei sowohl auf der Ebene der „propositionale[n] Logik“ (Bohnsack 2017, S. 103) etwa als wahrgenommene Normen und Common Sense-Theorien von Studierenden als auch auf der Ebene der „performative[n] Logik“ (ebd.) als handlungsleitende Orientierungsrahmen erfasst werden. Während Gruppendiskussionen üblicherweise mit einer permanent präsenten, externen Diskussionsleitung operieren (vgl. Bohnsack 2021), könnte ein Verzicht auf eine solche gerade in Kontexten Forschenden Lernens dazu beitragen, einen direkte(re)n Zugang zu studentischen Orientierung-